Zur westerzgebirgischen Volkskunde

Beiträge zur Kenntnis der Mundart, Volkskunde und Besiedelung des westlichen Erzgebirges auf Grund der Mundart von Johanngeorgenstadt.

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung der Doktorwürde der
Hohen philosophischen Fakultät der
Vereinigten Friedrichs-Universität
Halle-Wittenberg

vorgelegt von

Richard Truckenbrodt

aus Johanngeorgenstadt.

Halle a. d. Saale
Ostdeutsche Druckerei und Verlagsanstalt, Inhaber Otto Jung.
1926

*11997

Referent: Prof. Dr. Bremer.
Korreferent: Prof. Dr. Baesecke.
Tag der mündlichen Prüfung: 1. März 1926.

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Abkürzungen 6

Einleitung:

§§ 1—5. Ziel der Arbeit, Methode 7

I. Teil. Die Mundart von JGSt. im Zusammenhang mit der Entwickelung des Ortes.

§ 6. Geographische Bemerkungen 11

§ 7. Verkehr 13

§§ 8 und 9. Geschichte der Stadtgründung 13

§ 10. Weitere Entwicklung der Stadt 15

§ 11. Die Ma. der Gründer von JGSt. und Platten 16

§ 12. Die Ma. von Platten und Gottesgab ist auf die Schneeberger Ma. zurückzuführen 17

Ergebnis 18

§ 13. JGSt. als Bergstadt (Bergmannssprache 18

§ 14. Sonstige Beschäftigung der Bewohner von JGSt. Einfluß der Beschäftigung auf den Wortschatz 19

§ 14. Sonstige Gewerbe und ihre Bedeutung für die Ma. (Laboranten und Olitätenhändler) . . 20

§ 14a. Reisende Musikanten 21

§ 14b. Reisende Bergleute (Kuxkränzler usw.) . . . 23

§ 14c. Einfluß der Wandergewerbe auf die Ma. . . 24

§ 15. Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts keine Störung der Ma. 24

§ 16. Wendepunkt in der Geschichte der Ma. von JGSt. durch den Stadtbrand 25

§ 17. Zuwanderung mundartfremder Elemente 26

§ 17a—c. Fremde Arbeiter, einheimische Arbeiter, Bahnlinie 26

§ 18. Allgemeine die Ma. störenden Erscheinungen 28

§ 18a. Kirche 28

§ 18b. Schule 31

§ 18c. Das geschriebene und gedruckte Wort . . . 33

§ 18d. Öffentliche Rede in Versammlungen 34

§ 18e. Militärdienst 35

§ 19. Fremde 36

§ 20. Hin und Her des Verkehrs 36

Seite

§ 21. Sprachstatistik 37
§ 22. Abstufungen innerhalb der Ma. 39
§ 23. Die obersächsische Umgangssprache 40
§ 24. Absterbender Wortschatz 41
§ 24a. Verkehr mit Böhmen. Pascher und Wilderer . 42
§ 24b. Eingehen alter Volksbelustigungen (Jahrmarkt) 45
§ 24c. Zurückgehen der alten Bergmannskultur . . . 46
§ 24d. Änderung eines alten Gebrauches bei der Christmette 47
§ 24e. Verschwinden von Flur- und Ortsbezeichnungen 47
§ 25. Eindringen neuer Wörter 48
§ 25a. Vermehrung des Wortschatzes durch den Krieg 48
§ 25b. Vermehrung des Wortschatzes durch den Sport 48
§ 26. Fremdwörter in der Ma. 50
§ 27. Sprechtempo 51
Erhaltung der Ma. und Ausblick in die Zukunft . . 52
§ 28. Zusammenfassung; Erhaltung der Ma.? 52
§ 29. Bewußtsein der Bodenständigkeit 52
§ 30. Mundartliches Schrifttum 54
§ 31. Anton Günther als Wiedererwecker des erzgebirgischen „Volks“liedes 55
§ 32. Große Zahl von Ansichtspostkarten mit Ma.-Gedichten 56
§ 33. Bewußte Pflege des Volkstums 57
§ 34. Zukunft der Ma. 60
Ergebnis des ersten Teiles 61

II. Teil. Die Ma. der Nachbarorte.

§ 35. Nachbarorte im Norden und Osten 62
§ 36. Singtongebiet 63
§ 37. Böhmische benachbarte Ortschaften 65
§ 38. Sonderung des böhmischen Sprachgebiets 67
§ 39. Unterschiede zwischen den Maa. von Platten und JGSt. 67
§ 40. Die Ma. von Hirschenstand 69
§ 41. Einige Beispiele zur Wortgeographie 69

III. Teil. Vergleich der Ma. von JGSt. mit der Zschorlauer Ma. (nach Langs Dissertation [siehe Literatur])

§ 42. 70
Ergebnis des Vergleiches 72

IV. Teil. Die Ma. des westlichen Erzgebirges im Spiegel der Besiedlungsgeschichte 73
§ 43. Bestimmung der Aufgabe 73
§ 44. Abgrenzung des zu untersuchenden Gebietes 74
§ 45. Das Erzgebirge als Waldlandschaft 75
§ 46. Slaven, deutsche Eroberung 76

Seite

§ 47. Einfluß der Slaven auf die Ma.? 77
Ergebnis 78
§ 48. Germanisierung am Schwarzwasser 78
§ 49. Die Herrschaft Schwarzenberg als politische und wirtschaftliche Einheit im Sinne der Ma.-Forschung . 79
§ 50. Das Kloster Grünhain u. die ersten deutschen Bauerndörfer 80
§ 51. Richtpunkte für die Beurteilung der zweiten Besiedlungsperiode 82
§ 52. Der Seifenbergbau auf Zinn als Zwischenstufe in der Geschichte der Besiedlung des Erzgebirges . . . 82
§ 53. Herkunft der Zinnseifner aus dem Fichtelgebirge . . 83
§ 54. Die Zinnseifenorte des Fichtelgebirges 84
§ 55. Fichtelgebirgische Ortsbezeichnungen im Erzgebirge . 85
§ 56. Leiten-grün-reuth-hüwel u. a. 87
§ 57. Ergebnis der bisherigen Untersuchungen über die Besiedlungsgeschichte der Landschaft Schwarzenberg: Erhaltung und Stärkung der fränkischen Ma. . . 89
§ 58. Die dritte Besiedlungsperiode v. Süßmilchs 90
§ 59. Ausbreitung der neuen Ma. 91
§ 60. Der Grundcharakter der neuen Ma. bleibt ostfr. . . 92
§ 61. Zuzug aus anderen Gegenden, die den ostfr. Grundcharakter der alten Ma. beeinflussen, so daß diese zu einer neuen Ma. wird 93
§ 62. Die deutsche Bergmannssprache als besonderes Merkmal der neuen Ma. gegenüber fränkischen Nachbarmaa. 94
§ 63. Sprachgrenzen auf Grund geologischer Verhältnisse im Ma.-Gebiete 96
§ 64. Benennung der neuen Ma. Übergang auf die nächsten Besiedlungsperioden 97
§ 65. Der Einfluß der vierten und fünften Besiedlungsperiode auf die Ma. 98
§ 66. Charakter der Bevölkerung des WE. 99

Anhang.

Verbreitung einiger mundartlicher Wörter nach Kretschmers Wortgeographie der hochdeutschen Umgangssprache 102
Mundartprobe I 111
Mundartprobe II 113
Mundartprobe III 114
Mundartprobe IV (aus dem Jahre 1809) 119
Bildbeigabe 121
Karte 122
Literatur 123

Abkürzungen.

(Abkürzungen von Quellen siehe Literaturverzeichnis.)

GV. = Gerbet, Grammatik der Ma. des Vogtlandes.
JGSt. = Johanngeorgenstadt.
Ma., Maa. = Mundart, Mundarten.
OE. = das Osterzgebirgische.
WE., we. = das Westerzgebirgische, westerzgebirgisch.
ofr. = ostfränkisch.
opf. = oberpfälzisch.
Obs., obs. = das Obersächsische, obersächsisch.
ZfdMaa. = Zeitschrift für deutsche Mundarten.
Zsch. Ma. = Zschorlauer Mundart.

Zusätze des Verfassers sind in [ ] eingeschlossen.

Die angewandte Lautschrift ist die der Sammlung kurzer Grammatiken deutscher Mundarten, herausg. von O. Bremer. Vgl. dazu O. Bremer, Zur Lautschrift (Anhang zum 1. Band der genannten Sammlung), Leipzig 1898. Abweichend davon ist der Gebrauch des *r*-Zeichens; dieses wird der Einfachheit wegen sowohl für den uvularen, als auch für den vor Dentalen reduzierten alveolaren Laut verwendet (GV. § 106). Außerdem verweise ich auf GV. S. XVI.

Besondere Bemerkungen:

ɑ = helles *a*.
a = dunkles *a*.
b, d, g, s stimmlos.
Die Aspiration des *k* vor betontem Vokal ist nicht besonders bezeichnet.
x = *ach*-Laut.
χ = *ich*-Laut.
ŋ = nhd. *ng*.
š = nhd. *sch*.
w ist bilabial.
° unter *l̥, r̥, m̥, n̥, ŋ̊* = silbisch.

Einleitung.

§ 1. Nachdem Ernst Goepfert[1]) im Jahre 1878 den Grund zur wissenschaftlichen Erforschung der Ma. des gesamten Erzgebirges gelegt hatte, sind zeitlich ziemlich zusammengedrängt mehrere Arbeiten über Einzelmundarten des Erzgebirges und verwandter Gebiete[2]) erschienen, unter denen für das WE. die Arbeiten von Lang[3]) und Gerbet[4]) ganz besondere Bedeutung erlangt haben. Die Doktorschrift Langs gab uns eine Darstellung des reinen WE. und sonderte dies damit vom OE. ab. Die enge Verwandtschaft des WE. mit dem Vogtländischen wurde durch Gerbets Grammatik erwiesen; diese eroberte sich nicht nur den ersten Platz in der Reihe der Einzelgrammatiken deutscher Maa.[5]), sondern sie wurde auch für die Kenntnis des WE. eine unentbehrliche Quelle.

---

[1]) E. Goepfert, Die Mundart des sächsischen Erzgebirges usw. (s. Lit.) behandelt vorwiegend das OE. Die Grammatik ist wertvoll durch die Aufzeichnung alter Formen, die G. noch beobachten konnte; sie hat aber für die Beurteilung der Ma. des Erzgebirges von seiten fernerstehender Forscher den ungewollten Nachteil mit sich gebracht, daß das OE. nunmehr als das Erzgebirgische schlechthin aufgefaßt wurde, während in Wahrheit zwischen OE. und WE. eine scharfe Trennung zu machen ist. Der Unterschied ist durch die beträchtliche Längserstreckung des Gebirges bedingt (nach v. Süßmilch a. a. O. S. 6 135 km; vgl. auch S. 96 dieser Arbeit).

[2]) O. Philipp, Die Zwickauer Ma. (s. Lit). Oswin Böttger, Der Satzbau der erzgebirgischen Ma. (s. Lit.). Wichtig ist auch C. Franke, Der obersächische Dialekt (s. Lit.).

[3]) A. Lang, Die Zschorlauer Ma. (s. Lit.). Dazu ZfdMaa. 1907, S. 19ff., 1908, S. 3ff.

[4]) E. Gerbet, Grammatik der Ma. des Vogtlandes (s. Lit.).

[5]) Sammlung kurzer Grammatiken deutscher Maa. (s. Lit.).

Außer einigen Abhandlungen, die noch verstreut in der ZfdMaa. bis 1915 herausgekommen sind, ruhte die Forschung über die Ma. des WE. seitdem ganz [1]); es schien, als ob man ein Gebiet meiden wollte, auf dem nach so vorzüglichen Vorarbeiten kein Ruhm mehr zu ernten war.[2]) Als ich mich trotzdem an die Ma. meiner Gebirgsheimat heranwagte, war ich gezwungen, mir neue Wege zu suchen. Durch meine bisherigen Studien ergab sich ganz von selbst die Verlegung des Schwerpunktes dieser Arbeit auf das Volkskundliche (I. Teil) und auf ein Gebiet, das immer mehr Beachtung in der Mundartenforschung findet, auf das Geschichtlich-Geographische. Die ganze Arbeit überhaupt ist gedacht als der Anfang einer Reihe von Abhandlungen, die sich mit der Aufarbeitung des noch viel zu wenig beachteten geschichtlichen Stoffes und dessen Auswertung für die Erforschung der Ma. des WE. bis hinüber zum Fichtelgebirge und bis zum Oberharz beschäftigen sollen.

§ 2. Der erste Teil dieser Schrift ist der Ma. von JGSt. gewidmet, und zwar in der Weise, daß versucht wird, einen inneren Zusammenhang der Ma. mit der Geschichte und der Entwicklung des Ortes herzustellen. Gerade in diesem Abschnitt tritt das Volkskundliche stark hervor; Ma. und Volk sind miteinander eng verbunden, und die Feststellung der Erhaltung oder des Zurückweichens der bodenständigen und altheimischen Ma. ist zugleich ein Gradmesser für die Erhaltung unseres echten Volkstums. Zwischen den letzten

[1]) 1921 wurde eine vorhandene Lücke ausgefüllt und eine Verbindung der WE. mit dem Vogtländischen hergestellt durch „Die Ma. des Döbratales“ von H. Grimm (Diss. Halle, noch ungedruckt).

[2]) Hemmend hat ohne Zweifel auf die Forschung auch das Wörterbuch der obersächsischen und erzgebirgischen Maa. von Karl Müller-Fraureuth (Dresden 1911, 1914) eingewirkt; man wird wenige erzgebirgische Wörter in der Sammlung vermissen. Seitdem glaubte man, der heimische Sprachschatz sei sicher genug geborgen. Aber es gilt von Müllers Werke das, was schon über Goepferts Grammatik gesagt ist: Abgesehen von dem Obs. ist das OE. vorherrschend. Die Zusammenstellung des Obs. mit dem WE. war nicht wünschenswert; auf diese Weise hat das Buch den weitverbreiteten Irrtum aufs neue erstehen lassen, daß das WE. dem Obs. zuzurechnen sei.

größeren Arbeiten und der von mir ausgeführten liegt ein Zeitraum von fast 20 Jahren, in denen sich nicht nur die Bevölkerungszahl geändert hat, sondern auch die Bewegung innerhalb der Bevölkerung, besonders durch den Krieg und die nachfolgenden Ereignisse so stark war[1]), daß eine Beschäftigung mit der Frage, ob die Ma. in diesem Zeitraume wesentliche Änderungen erlitten hat oder ob sie gar stark zurückgegangen ist, wohl berechtigt erscheint. Die Ausführung dieses Teiles erforderte nicht nur genaue Kenntnis der örtlichen Verhältnisse, sondern auch liebevolles Eingehen auf alle Erscheinungen des Volkslebens.

Der zweite Teil ist eine Betrachtung der Grenzen der Ma. von JGSt.

Im dritten Teile wird die Ma. von JGSt. mit der Zsch. Ma., als dem bisher einzigen Vorbilde einer Ma. des WE. verglichen, und auf Grund dieses Vergleiches der Beweis erbracht, daß die Ma. von JGSt. zum Kerngebiete des WE. gehört.

Der vierte Teil zeigt die Ma. des westlichen Erzgebirges im Spiegel der Besiedlungsgeschichte; hier wird mit Hilfe geschichtlich-geographischer Forschungen nicht nur die Herkunft der Ma. aufgedeckt, sondern es werden auch die schon längst bekannten Grenzen der Ma. begründet. Dabei wird sich auch in unserem Gebiet, wie überall, herausstellen, daß nicht die Oberflächengestaltung des Landes ausschlaggebend für die Sprachscheidung gewesen ist, sondern daß diese aus der Besiedelungsgeschichte der Landschaft heraus verstanden werden muß.

Neben Ma.-Proben, die innerlich mit der Arbeit verbunden sind, ist im Anhang das Vorkommen einiger Wörter als Beitrag zur Wortgeographie angegeben. Es geschah dies in Ermangelung des Sprachatlas nach Kretschmers „Wortgeographie der hochdeutschen Umgangssprache“ ohne Rücksicht auf die

[1]) Zahl der gefallenen Krieger von JGSt. 264 bei einer Einwohnerzahl von ungefähr 6500. Außerhalb des Ortes waren während des Krieges wohl über 1000, darunter viele, die ihre Waldheimat noch nie verlassen hatten.

eigentlichen Ziele dieses Buches; dies sollte lediglich als Vorlage dienen.

§ 3. Methode. Außer den wissenschaftlichen Werken war die beste Quelle für mich die lebende Ma. selbst. Ich bin in der glücklichen Lage, diese Ma. vollkommen zu beherrschen und wende sie absichtlich stets im Verkehr mit den Mundartlern an, um diesen die Vorstellung zu nehmen, als ob ihre Ma. in ihrer Eigenschaft als Verkehrssprache der Hochsprache gegenüber gering zu schätzen sei; auf diese Weise wird die Erhaltung der Ma. am besten gefördert. Meine hochdeutsche Umgangssprache ist obersächsisch-thüringisch beeinflußt. Komme ich in die Lage, WE. Ma. sprechen zu müssen, so kann ich mich ohne Mühe sofort umstellen[1]).

§ 4. Für das Geschichtliche war ich in erster Linie auf die Städtechroniken angewiesen, weil infolge der vielen Stadtbrände Urkunden kaum vorhanden sind. Soweit die Chroniken jedoch auf Urkunden fußen, sind sie als zuverlässig anerkannt. Vor allem sind sie ausgezeichnete Quellen für die Geschichte ihrer Zeit. Die Chroniken habe ich besonders auf Nachrichten über die Ma. hin durchgesehen; es schien mir ein wesentlicher Teil meiner Aufgabe zu sein, alle Bemerkungen der Chronisten hierüber zu sammeln. Leider fließen die Quellen nur spärlich, und im Verhältnis zur Menge der durchgesehenen Literatur war die Ausbeute sehr gering. Selbst der berühmteste Geschichtsschreiber des oberen Erzgebirges, M. Lehmann, der sich vorgenommen hatte, alle möglichen Tatsachen aus dem Natur- und Menschenleben „mit mühsamer eigener Erfahrung zusammenzutragen", verliert über die Sprache der Bevölkerung kein Wort. Allerdings gibt seine Schreibweise selbst eine Fundgrube für die Ma. desErzgebirges ab; vgl. E. Goepfert, Aus dem Wortschatz eines erzgebirgischen Chronisten, Beiträge zur Kenntnis der erzgebirgischen Volkssprache, Z. f. hd. Maa. I, 37—68.

---

[1]) In der Auswahl der Wörter muß man sich tatsächlich auf jede einzelne Person um- und einstellen [Verschiedenheit des flüssigen Wortschatzes].

§ 5. Unter Ma. wird im folgenden stets die Sprache der Bergleute, Bauern, Waldarbeiter und anderer „Leute aus dem Volke“ verstanden werden, kurzum das, was man unter Volkssprache versteht, d. h. die von der Schrift(Hoch-)sprache abweichende landschaftliche Gestaltung der Umgangssprache. (Schriftlich festgelegt als reinstes Vorbild des WE. in Lang, Zschorlauer Ma.)

Als Schriftdeutsch, Hochdeutsch, Hochsprache ist die Art der Sprache bezeichnet, die unter bewußter Abkehr von der heimischen Ma. dem durch feste Regeln eingeschnürten gedruckten Wort möglichst nahezukommen sucht.

I. Teil.

Die Mundart von Johanngeorgenstadt im Zusammenhang mit der Entwicklung des Ortes.

§ 6. Geographische Bemerkungen. Licht und Wärme, die freundlichen Vorboten des Südens, umfingen Goethe, als er auf seiner Reise nach Italien in Eger unter freiem Himmel zu Mittag speiste; mit Freuden dachte er daran, daß dieser Ort die gleiche Polhöhe wie seine Vaterstadt habe[1]). Obgleich man nun von dem Orte aus, dessen Ma. die Grundlage der folgenden Untersuchungen bildet, in das anmutige Egertal hinabschauen könnte, wenn nicht die Kulissen der Kammlinie des Gebirges die Aussicht hinderten, so ist hier oben von den Segnungen des 50. Breitenkreises nichts zu verspüren: JGSt. liegt in einer Seehöhe von 650—800 Metern im Gebiete der höchsten Kammerhöhung des westlichen Erzgebirges und ist, da es obendrein auf dem nach Norden offenen Fastenberge erbaut wurde, vollkommen ungeschützt den Unbilden der Witterung preisgegeben; es gehört zu den Städten, an die

[1]) Ital. Reise. Weimar 1903, Bd. XXX, S. 5.

man besonders dachte, wenn man von einem „Sächsischen Sibirien“ sprach[1]). Unter solchen Umständen kann von Landwirtschaft[2]) nicht viel die Rede sein; breite behäbige Bauernhöfe sucht man vergebens im Bilde der Landschaft: an ihre Stelle tritt das Einhaus, in dem der Mensch mit dem Vieh unter einem Dache wohnt. Die einzige Daseinsberechtigung der Stadt ist vom Bergbau herzuleiten, der hier lange Zeit in hoher Blüte stand[3]), und der auch die Ursache ist, daß der Name der Stadt bei den Liebhabern von Mineralien wegen der Schönheit und Mannigfaltigkeit der hier gefundenen Bergarten noch heute einen guten Klang hat.

Das Landschaftsbild bietet eine Stadt dar, die stufenförmig auf einem mäßig hohen (relative Höhe) Berge ansteigt. Um diesen Berg als den Mittelpunkt ziehen sich im Kreisbogen die höchsten Kammlinien des Gebirges herum. Die nächste ansehnliche Bodenerhebung ist der 1041 m hohe, in Böhmen gelegene Plattenberg; auf ihm oder noch weiter südlich müßte die Reichsgrenze laufen. Geschichtliche Vorgänge haben die Grenze nach Norden verschoben, so daß jetzt die Grenzübergänge vom Marktplatz der Stadt JGSt. nur 300 m entfernt sind (s. unten S. 18).

---

[1]) Engelhardt, Vaterlandskunde für Schule und Haus im Königreich Sachsen, Leipzig 1835; S. 166: „Mit weit mehr Recht, als das Meisner Hochland bei Schandau die sächsische Schweiz, nennt man die Gegend von Jöhstadt, Oberwiesenthal, Johanngeorgenstadt und Eibenstock, auch bei Gottesberg im Voigtlande, längs der Böhmischen Grenze, das Sächsische Sibirien — denn dort ist das rauheste Klima, der unwirthbarste Boden und fast überall nichts als Wald und Wüstung, wo der Winter meist schon im September sich einstellt, im Mai erst weicht und der letzte Schnee oft erst gegen Johannis schmilzt; wo warme Morgen und Abende selbst im Juli selten, noch viel seltener aber warme Nächte sind und Stürme oft Tausende von Bäumen stürzen.“ [Im Verhältnis zur absoluten Höhe ist aber das Klima noch erträglich.]

[2]) „Bauerndörfer“ fehlen im Obergebirge ganz. Daher ist hier auch kein Gegensatz zwischen „Stadt“mundart und „Dorf“mundart vorhanden, sondern nur leichte Abstufungen.

[3]) E. zählt a. a. O. S. 252—257, S. 260—270 154 Silbergruben, 353 Zwitter- (= Zinn) und Eisensteingruben auf.

Eingepfarrt sind die Streusiedlungen Wittigstal[1]) (Hammerwerk am Schwarzwasser; in der Ma. nur *dr hamr*!), Jugel[2]) und Steinbach[3]). Die zuletzt genannten Gemeinden darf man als rein mundartlich ansehen; sie haben eigene Schulen und waren deshalb für die von mir angestellten Untersuchungen besonders wichtig.

§ 7. Der Verkehr bewegt sich überwiegend in der Richtung von Norden nach Süden. Im Schwarzwassertale geht eine Bahn nach Schwarzenberg; die JGSt.—Karlsbader Bahn übersteigt das Gebirge in einer Höhe von 914 m südlich der Stadt Bärringen[4]). In gleicher Weise sind die Landstraßen und Wege der Nord—Südrichtung am verkehrsreichsten. Nach Osten findet wegen der ausgedehnten Wälder so gut wie kein Verkehr statt. Mit dem Vogtlande wird JGSt. durch eine alte Poststraße verbunden, die durch den Bau der Eisenbahn nach Schwarzenberg lange Zeit verödet war, jetzt aber nach Erfindung der Kraftwagen wieder der kürzeste Verkehrsweg zwischen JGSt. und dem Vogtlande „draußen“ ist[5]).

§ 8. Geschichte der Stadtgründung. Die rücksichtslose und zielbewußte Verfolgung der Protestanten in Böhmen nach dem 30jährigen Kriege führte zu einer Auswanderung von etwa 150 000 Glaubenstreuen nach Sachsen, die sich auf die einzelnen schon vorhandenen Städte verteilten oder gar neue Städte gründeten. Sie haben gleich den Hugenotten in Preußen auf die wirtschaftliche Entwicklung Kursachsens so günstig eingewirkt, daß es ihnen zu verdanken ist, wenn die wirtschaftliche Schwächung und die großen Menschenverluste hier rascher als in anderen Ländern ausgeglichen wurden. Diese Zuwanderung hielt bis etwa zum Jahre 1700 an, und man hat sie für so wichtig gehalten, daß

[1]) 471 Einwohner. [2]) 346 Einwohner. [3]) 367 Einwohner.

[4]) Vgl. Straube a. a. O. S. 83: „sie steigt also noch höher als die Semmeringbahn mit 897 m.“

[5]) Sie mündet bei Oberwildental in die alte Paß- und Poststraße Schneeberg—Karlsbad.

nach ihr eine ganze Besiedlungsperiode bestimmt wurde. Zur Erleichterung des Verständnisses und wegen der Bedeutung, die wir den einzelnen Abschnitten der Besiedlungsgeschichte des Erzgebirges für die Ma. beimessen, folge hier ein Überblick. Der bekannte Beschreiber des Erzgebirges, v. Süßmilch-H., unterscheidet in der Besiedelungsgeschichte des Nordabhanges unseres Gebirges fünf Perioden (v. S.-H. S. 70). Die erste umfaßt das versuchsweise Vordringen der Sorbenwenden an einzelne Punkte; die zweite den großen Einwandererstrom vom Ende des 12. bis etwa Mitte des 13. Jahrhunderts; die dritte den anderen Einwandererstrom vom Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts, beide mit dem Anbruche reicher, großartiger Erzadern in Verbindung stehend; die vierte die protestantische Einwanderung im 17. Jahrhundert und die fünfte die außerordentliche Steigerung der Bevölkerungdichtheit im 19. Jahrhundert[1]).

§ 9. Auch in der dem heutigen JGSt. benachbarten böhmischen Bergstadt Platten hatten die Evangelischen die ärgsten Bedrückungen zu erdulden. Sie entflohen daher in einer kalten Februarnacht über die Grenze und ließen sich auf dem Fastenberge nieder, der „nichts als dicker Wald war und eine Wohnung der wilden Tiere, da die Bären brummeten, die Hirsche brüllten, die Wölfe heuleten, die Füchse belleten“[2]). Da diesen „Exulanten“, wie die böhmischen Vertriebenen in Sachsen allenthalben genannt wurden, als wohlerfahrenen Bergleuten viel daran lag, in der Nähe der Erzgebiete bleiben zu können, richteten sie an den Kurfürsten Johann Georg I. von Sachsen die Bitte, auf dem Fastenberge eine Stadt gründen zu dürfen. Nach anfänglichem Zögern bewilligte der Kurfürst das Gesuch und schrieb mit eigener Hand zu dem Gründungs-

[1]) Zwischen der zweiten und dritten Besiedelungsperiode ist von mir als äußerst wichtig für die Ma. eine besondere Periode angesetzt worden: es ist die Zeit der Aufschließung des Obergebirges durch fichtelgebirgische Zinnseifner; sie geht der dritten voraus und vereinigt sich mit ihr (s. Teil IV).

[2]) E. S. 11.

befehl: „Der Nahme der neuen Stadt[1]) soll Johanns Georgen-Stadt heißen". Datum Annäburg am 23. Februar 1654.[2])

Der Chronist von JGSt., Pastor Engelschall, legt aus Eifersucht gegen andere Städte großen Wert darauf, festzustellen, „es sei sonnenklar, daß dieser Ort flugs Anfangs zu einer Stadt gemachet worden, während sich andere Örter nach und nach gehoben und erst dann zu einer Stadt gemachet worden"[3]). Für die Erforschung der Geschichte der Ma. ist es von großer Bedeutung, zu wissen, daß hier eine Massenansiedlung aus einem mundartlich gleichgearteten Gebiete entstanden ist[4]).

§ 10. Weitere Entwicklung der Stadt. Nach den ersten schweren Entbehrungen und Sorgen der Anbauer wurde den Exulanten endlich durch Entdeckung reicher Silbergänge der erhoffte Bergsegen beschert. Damit trat JGSt. in die Reihe der wichtigsten Bergstädte[5]) Kursachsens ein und erfreute sich seitdem des besonderen Wohlwollens der Johann George. Zu einer kulturell bedeutsamen Entwicklung, wie sie die Bergstädte Freiberg, Joachimsthal, Annaberg und

---

[1]) E. S. 24.

[2]) Die Ansiedler, die sich aus Bärringen, Gottesgab und Abertham hinzugesellten, sprachen natürlich die gleiche Ma. wie die Plattner. Vorhanden waren schon die Hammerwerke Wittigstal (sächsisch) und Breitenbach (böhmisch). Dieses war von Platten aus im Jahre 1570 gegründet worden. Mit Rücksicht auf die Bedrückungen, die für die Evangelischen kommen mußten, verlegte man bei guter Zeit das Werk teilweise nach Sachsen. E. S. 277 ff. Die ersten Anbauer fanden also keine fremde Ma. in der Nachbarschaft vor.

[3]) E. S. 27.

[4]) Über die Bauweise der erzgebirgischen Massenansiedlungen vgl. v. Süßmilch S. 109: „Alle diese Städte (Platten, Gottesgab, Jöhstadt, Oberwiesenthal) sind mit Richtschnur und Zollstock gegründet. Städte mit naturgemäßer Selbstentwickelung wurden durch die Bedürfnisse von Sicherheit und Verkehr, diese durch die Massenansiedelung hervorgerufen."

[5]) E. S. 170. Die Zahl der Bergleute „groß und klein" betrug 1720 über 1000, und der erste Bergmeister wurde zu der Zeit, „da es sonst überall mit dem Bergbau schlecht aussahe", der Silberbergmeister genannt. E. S. 162.

vielleicht auch Schneeberg aufzuweisen hatten, ist es nicht gekommen. Dazu waren die Zeiten nach dem 30jährigen Kriege zu schwer, und die Blütezeit des Bergbaues von JGSt. währte auch nicht allzulange. Immerhin zeichneten sich die Bewohner von JGSt. vor den Bürgern von Ackerstädten oder von Bauerndörfern infolge der Eigenart ihres Berufes durch größere geistige Lebendigkeit aus, und was Meltzer [1]) von den Bergleuten im allgemeinen sagt, gilt auch von ihnen: „Nun aber sind die Bergleute und andere Berg-Städtere nicht von Bäuerischen Sitten, sondern sie seyn treu und auffrichtig, ein frisch und freyes Volck, behertzt und tapffer und lässet sich nicht schimpffen, so ist es auch freundlich und höfflich, lustig und frölich, treibet gerne Spaß, ist kostfrey und sonsten der Reinligkeit befließen." Ebenso rühmt Engelschall die Geschicklichkeit des hiesigen Bergvolkes [2]) „bevoraus, da sie gemeiniglich fremde Berg-Städte besuchen und sehr weit herum lauffen, eine feine Berg-Wissenschaft zu erlangen". Daß durch so weite Reisen der Gesichtskreis der Bewohner von JGSt. erweitert wurde, ist natürlich, und ob außer der Bereicherung des Wortschatzes nicht auch andere Folgen für die Ma. dadurch erwachsen sind, wäre zu erwägen.

§ 11. Die Ma. der Gründer von JGSt. und Platten. JGSt. ist in der glücklichen Lage, als Stadt nicht nur seine Mutter, sondern auch seine Großmutter [3]) durch beglaubigte geschichtliche Überlieferung nachweisen zu können. Platten wurde im Jahre 1535 durch den Kurfürsten Johann Friedrich mit Stadtrechten begnadet, nachdem man drei Jahre zuvor von Schneeberg aus angefangen hatte, das Zinnbergwerk St. Wolfgang am Plattenberge zu betreiben, und eine große Menge von Schneeberger Bergleuten „auf die Platte" gezogen war. Mit der Feststellung des Verwandtschaftsverhältnisses

[1]) a. a. O. S. 588. [2]) E. S. 272.

[3]) Christ. Meltzer, Historia Schneebergensis renovata 1716, S. 19: „Wie aber hinwiederum aus Platten die neue Johann Georgen-Stadt entstanden, daß dieselbe auch eine Nachbarin und, so zu reden, ein Enckel des Schneebergs, davon sie 3. Meilen lieget, geworden".

Schneeberg-Platten-Johanngeorgenstadt ist uns auch der Weg unzweideutig vorgeschrieben, den wir zu gehen haben, wenn wir die Wurzeln der Ma. von JGSt. aufdecken wollen. Die ersten Ansiedler auf dem Plattenberge brachten aus ihrer Heimat die Schneeberger (=WE.) Ma. mit. Durch den regen Verkehr, der mit der Mutterstadt Schneeberg unterhalten wurde, da die Gewerken des neuen Bergwerks Schneeberger waren, und man von Schneeberg aus sogar lange das Brot auf die Platte führen mußte, blieben die Plattner der Ma. ihrer Heimat treu. Auch die Umgebung störte die Erhaltung der Schneeberger (=WE.) Ma. in Platten nicht; die Platten benachbarten Städte und Ansiedlungen waren alles Gründungen des „obersächsischen" Bergmanns[1]), ja eine von ihnen, Gottesgab, war in der gleichen Weise wie Platten von Schneeberg aus gegründet worden[2]).

§ 12. Die Ma. von Platten und Gottesgab ist auf die Schneeberger Ma. zurückzuführen. Joachimsthal, eine andere Nachbarin Plattens, war auch zum größten Teil von „sächsischen" Einwohnern erfüllt und fühlte mit seinen Schirmherren, den Grafen Schlick, kursächsisch[3]). Die Erinnerung an die

[1]) Vgl. dazu auch Gradl, Die Maa. Westböhmens (Bayerns Maa. I, S. 100): „es stellt sich die bemerkenswerte Tatsache heraus, daß der Norden und die Mitte ebensoweit Erinnerungen an den sächsischen Charakter bieten, als in alten Zeiten der sächsische Bergmann vordrang oder kam". Ders. S. 101: „Im alten Erzbaue waren vorwiegend sächsische (erzgebirgische) Bergleute verwandt; mit dem Glanze des Betriebes erlangten sie allmählich eine Vorherrschaft ihrer Sprache in der Bergstadt und von ihr aus oft auch auf die Umgebung derselben".

[2]) Meltzer a. a. O. S. 15: „Doch ist im übrigen bey dieser Gelegenheit nicht zu vergessen, daß eben diese Berg-Städte, Platten und Gottesgab, rechte Colonien des Schneebergs seyn". Ders. S. 15: „Gottesgab aber ist ein teutscher Nahme und nach seiner Bedeutung flugs bekannt. Und weil bereits dieser Ort An. 1533 sich reichlich bewiesen aus Gottes Gnaden, daß dahero uff einem Tag sechshundert und etl. und zwantzig Mahlstädte, Häuser zu bauen angewiesen worden . . .". Also auch hier die für die Ma. höchst bedeutsame Massenansiedelung!

[3]) Die „Bilder aus Joachimsthal" (s. Lit.) sind eine sehr wertvolle und lebendige Schilderung der Zustände einer erzgeb. Bergstadt des XVI. Jhds.

sächsische Kulturzeit Joachimsthals ist heute im Volke noch so lebendig, daß man oft die Meinung hören kann, Joachimsthal sei früher kursächsisch gewesen. Das war nie der Fall; dagegen kamen im Jahre 1546 Platten und Gottesgab an Böhmen. Die Verbindung der abgetretenen Städte mit der neuen Herrschaft war aber anfangs sehr locker; die Kurfürsten von Sachsen hatten sich bei der Abtretung wichtige Gerechtsame (Berg- und Forstwesen) vorbehalten. Sie bezahlten sogar den Gottesgaber und Plattner Bergleuten und Pfarrern die Hälfte des Gehaltes[1]). Auf diese Weise schliefen die Beziehungen zu Sachsen nicht ein. Vor allen Dingen blieben die Bewohner evangelisch; das für die Ma. so wichtige Band der gemeinsamen Religion hielt das Volk hüben und drüben zusammen[2]). Erst nach dem 30jährigen Kriege begannen die politischen und kulturellen Scheidungen fühlbarer zu werden als bisher. Die Einwohner der genannten Städte, die sich nicht zur papistischen Religion bequemten, wurden zum Auswandern gezwungen, die Zurückbleibenden aber waren wohl oder übel genötigt, sich endlich in den Kulturkreis Böhmens einzufügen.

Ergebnis: Die Maa. von Platten und Gottesgab, sowie die Ma. von JGSt. können in gerader und ungestörter Linie auf die Ma. von Schneeberg (= WE.) zurückgeführt werden.

§ 13. JGSt. als Bergstadt (Bergmannssprache). Damit sind wir an einem Punkte angelangt, der uns im dritten und vierten Teile dieser Arbeit noch weiter beschäftigen wird. Da dieser erste Teil der Betrachtung der mundartlichen Verhältnisse von JGSt. gewidmet ist, so knüpfen wir wieder an die Ortsgeschichte an. Denn obwohl wir vor allem unsere

[1]) Lehmann a. a. O. S. 132 ff. gibt eine copia von der Grentz-Vereinigung zwischen der Cron Böhmen und Chur-Sachsen zum Schneeberg beschlossen Anno 1556. den 26. Oktob. Siehe auch Meltzer S. 11 ff.

[2]) In Zeiten schwererer Bedrückung fanden sich die Evangelischen aus Platten und den Nachbarorten zur Feier des Abendmahles in der sächsischen Jugler Glashütte zusammen. E. S. 9.

Zeit im Auge haben, läßt es sich nicht vermeiden, einen Blick in die Vergangenheit zu tun: sie ist es, auf deren Schultern die Neuzeit ruht, und aus der heraus diese verstanden sein will.

Oben war bereits berichtet worden, daß sich die Stadt nach ihrer Gründung immer mehr zu einer blühenden Bergstadt entwickelte. Damit trat sie in den Bannkreis des kulturell und mundartlich so wichtigen alten erzgebirgischen Silberbergbaues ein; die Bergmannssprache ist zu einem großen Teil dem erzgebirgischen Bergbau entsprossen. Sie bildet noch heute einen beachtenswerten Bestand im Wortschatz des Erzgebirgers zu einer Zeit, da das alte vertraute Bild des Bergmannes anfängt, der Geschichte anzugehören, und mancher Mann aus dem Volke sich gar nicht mehr dessen bewußt ist, daß er Ausdrücke gebraucht, die aus der Bergmannssprache stammen[1]).

§ 14. Sonstige Beschäftigung der Bewohner von JGSt. Einfluß der Beschäftigung auf den Wortschatz. Freilich, „das Bergwerk will seine Zeit und seine Leute haben“[2]), und so kamen bald trübe Zeiten, da der Bergsegen nicht anhielt. Die stark vermehrte[3]) Einwohnerschaft mußte sich nach anderen Erwerbsquellen umsehen. Neben der für die hiesige Gegend am besten geeigneten Viehzucht und neben einem mühseligen Ackerbau[4]) wurde das Spitzen-

[1]) Der W. Erzgebirger braucht nie das Wort ‚Leiter‘, stets sagt er bergmännisch *fard*; das Wort *lad* (GV. § 253, 2) wird nur zur Bezeichnung der Leiter des daher genannten Leiterwagens gebraucht (*ladjwōj*). Die von den Kindern errichteten „Schneehäuser“ werden hier nach dem Vorbilde der Bergwerksstollen *šdolə* genannt. Das Verbreitungsgebiet der Bergmannssprache würde vielleicht gute Ma.grenzen abgeben. Darüber s. unten § 62. Über „Fahrt“ in der Bergmannssprache vgl. außer den angeführten Wörterbüchern Behrens, Hercynia curiosa, Nordhausen 1703, S. 173.

[2]) E. S. 172.

[3]) Straube a. a. O. S. 1: „Besonders das hohe Erzgebirge ist von den ersten Tagen seiner Kolonisation an bis heute übervölkert gewesen“.

[4]) E. S. 151.

klöppeln eine Hauptbeschäftigung der weiblichen Bevölkerung[1]); sogar Männer mußten sich an den Klöppelsack setzen. Nehmen wir hier noch Köhler, Harzer und Pechsieder (Pecher)[2]) hinzu, so bekommen wir für die Ma. einen großen Kreis von Wörtern, der nur hier oben in den hohen Wäldern des Obergebirges heimisch ist, während er waldlosen Gegenden vollkommen fehlt. Umgekehrt vermissen wir hier alle Ausdrücke der Schiffahrt, des feinen Gartenbaues und der Obstzucht mit ihren vielen Bezeichnungen. Eine Erinnerung an die alten Zeiten, da die ersten Ansiedler noch mit Wölfen zu kämpfen hatten, wie alle Bewohner des Gebirges, liegt vor in dem Ausruf *du wolf*, womit man einen verwogenen Menschen bezeichnet (tadelnd oder bewundernd).

§ 14. Sonstige Gewerbe und ihre Bedeutung für die Ma. Zwar waren alle Handwerker mit Ausnahme der Tuch- und Zeugmacher vertreten[3]), aber sie hingen mehr oder weniger vom Gedeihen des Bergbaues ab; in den schon bald nach Ermatten des Bergbaues einsetzenden schlechten Zeiten mußten sie sich nach außen wenden und ihre Erzeugnisse durch Hausierhandel in der Fremde an den Mann zu bringen suchen. Von den wandernden Gewerben ist besonders eine Gilde berühmt geworden; ihre Mitglieder waren die sogenannten Laboranten oder Olitätenhändler (Königseer: *Kinsèr* = Händler mit Sämereien, Kräutern und Medikamenten, eigentlich aus Königsee im Thüringer Wald, vgl. GV. § 3). Diese sammelten die heilsamen Kräuter des Gebirges oder zogen sie in Gärten und reisten damit in aller Welt umher (*landrāsnd.*). Da sie sich auch mit dem Vertrieb von zweifelhaften Geheim-

[1]) E. S. 152: „Dahero kame es dem Ort trefflich zustatten, wenn bey entstandener Theuerung 1692 und 1693 gleichwohl die Spitzen viel galten, also daß manche Frau und Kinder ihren Mann und Vater dadurch mit ernähren müssen".

[2]) Heute ist kaum eine Erinnerung an diese alten Berufe im Volke vorhanden. Pechöfen z. B., ein Ortsteil von Breitenbach, wird mundartlich als *bax-ŏfm* ausgesprochen; dabei denkt sich natürlich niemand etwas.

[3]) E. S. 152.

mitteln befaßten, wurden sie von den Behörden verfolgt; sie sind im Laufe des 19. Jahrhunderts allmählich ausgestorben. Die letzte auch in der weiten Welt bekannte Erinnerung an sie ist der „Schneeberger Schnupftabak“. Nicht von der Hand zu weisen ist die Annahme Köhlers[1]), daß sich die Olitätenhändler auf ihren Reisen in den Herbergen untereinander der Kochemsprache bedienten, und daß hierdurch manches Wort in die Ma. eingeführt wurde, das nur aus diesem Welsch heraus zu verstehen ist.

§ 14a. Zu den fahrenden Leuten, die draußen in der Welt ihren Gewinn suchten, sind auch die reisenden Musikanten zu rechnen. Sie zogen als Musikbanden[2]) oder

[1]) Dr. Joh. Aug. E. Köhler, Zur Geschichte des ehemaligen Arznei-Laborantenwesens im westlichen Erzgebirge, Schneeberg und Schwarzenberg 1898; derselbe Verfasser, „Glückauf“, Organ des Erzgebirgsvereins 1890, S. 117—120 (Zur Kochemsprache). Über das Laborantenwesen vgl. auch die guten Nachrichten bei Sigismund S. 99 ff. Nach ihm stammten die Laboranten zum großen Teile aus Sosa und waren häufig in Bergmannstracht gekleidet. Mit ihren „Buckelapotheken“ zogen sie bis nach Polen und waren Meister in allen Reklamen, „Puffs“, und verstanden es somit, auf jede Weise zu „kläppern“. Dazu noch Will, a. a. O. S. 53.

[2]) Vgl. Röder, N Ward sei Sängerraas nooch Hamborg S. 33: „dar is doch weit in dr Walt rimkumma, wie r mit dr Musiek gange is“ (daher muß er in Hamburg den Dolmetscher der kleinen Reisegesellschaft abgeben). C. F. Mosch berichtet a. a. O. S. 140, daß sich Gesellschaften der Bergsänger in dem der Tonkunst holden böhmisch-sächsischen Erzgebirge besonders ausbildeten und beim Abnehmen des Bergbaues in einer Gebirgsgegend in andere bergmännische Gegenden zogen und sich den Unterhalt zur Reise durch Singen von Bergreihen erwarben. „So mag sich denn wohl auch, besonders wenn sie wieder zurückgekehrt waren, der Erwerbszweig allmählich ausgebildet haben, welchen noch jetzt die ärmsten böhmischen Bergstädte an der Grenze Sachsens betreiben, indem ihre Bewohner durch ganz Deutschland, und selbst bis Schweden, Rußland und Italien, musikalische Reisen unternehmen, und mit dem nicht unbedeutenden Verdienst dann in die Heimat zurückkehren.“ — Derselbe nimmt S. 141 an, daß durch die vielen Nürnbergischen und Augsburgischen Geschlechter, welche sich in den deutschen Bergstädten überhaupt und in den obererzgebirgischen besonders aufhielten, der Meistersang hier Verbreitung erhielt, und daß den meisten Bergreihen ihre Heimat anzusehen ist, „sie verraten durch die darin vorkommenden Sprach-Eigenheiten das Erzgebirge“.

als Einzelmusiker umher; sehr bekannte Gestalten sind die Harfensänger und die Harfenmädchen (sog. böhmische Harfenmädchen, mundartliche Erinnerung noch in der Bezeichnung *harfmrɛs* = liederliches Frauenzimmer). Noch heute werden die wandernden „Varieté"truppen, die von Zeit zu Zeit in JGSt. auftauchen, echt mundartlich als *harfmlaid* bezeichnet. Auch sie hatten in ihrer Sprache besondere Ausdrücke, die nur zünftigen Musikanten geläufig waren. Der erzgebirgische Dichter Anton Günther, in dessen Wohnort Gottesgab[1]) die Erinnerung an die alte Musikantenzeit noch lebhafter ist als in JGSt., hat ein Lied verfaßt, in dem er die Ausdrücke der alten *fadsɣ*[2]), wie diese Musiker genannt wurden, wieder zum Leben erweckte. Diese *fadsɣšbrox* ist schon so sehr in Vergessenheit geraten, daß sich der Dichter genötigt sah, die fremdartigen Ausdrücke durch Anmerkungen zu erklären. Übrig geblieben sind in der Erinnerung nur *d⁹ keb* (= Köpfe) = die Noten und die Bezeichnung ‚Fatzer'. Sie wurde aber von dem Geschlecht unserer Tage durch Volksumdeutung zu *fardsɣ* umgebildet, weil man sie schon längst nicht mehr verstand. Die *fardsmusigandɣ* sind heute die auch ‚Prager'[3]) genannten vier Mann starken Musikbanden, die auf keinem Volksfeste des oberen Erzgebirges fehlen und ihre böhmische Herkunft durch österreichische Militärkappen verraten. JGSt. sendet zu unserer Zeit keine Wandermusiker mehr in die Welt; K. Ruheim schreibt im Jahre 1805 (S. 127): „Bekanntlich geben sich die ins Niederland gehenden und Musik machenden Bergleute gemeiniglich für Johanngeorgenstädter aus; man hat mir hier aber gesagt, daß dies böhmische Landsleute wären und

[1]) Man sieht es den bescheidenen Holzhütten des böhmischen Schwarzwassertales bis nach Gottesgab hin nicht an, daß hier überall Leute wohnen, die während der „Saison" (ma. *sɛisə́*) in den großen Kurorten als Musiker tätig sind.

[2]) Wohl zu mhd. *fatzen* swv. ‚foppen', ‚necken' in dem Sinne als Spaßmacher.

[3]) In manchen sächsischen Regimentern wurden die Regimentsmusiker als ‚Prager' bezeichnet.

sich fälschlich für hiesige ausgäben, weil sie dadurch mehr zu verdienen glaubten.“ Vgl. dazu auch „Neueste Kunde“, S. 68: „Im Niederlande ist diese Neigung [zur Musik] geringer, als im fröhlichen, lebenslustigen Gebirge, das in dieser Hinsicht gleichsam den Übergang zum benachbarten musikliebenden Böhmen macht“.

§ 14 b. Zu erwähnen sind hier noch die meist bergfertigen Bergleute, die mit „lebendigen“ Nachbildungen von Bergwerken umherzogen, und die auch heute noch auf Messen und Jahrmärkten bekannte Erscheinungen sind. Die Kunstfertigkeit im Schnitzen und Zusammensetzen solcher Bergwerke sowie anderer Figuren und Spielwerke ist nicht ausgestorben; über ihre Bedeutung für die Erhaltung der Ma. wird unten gesprochen werden. Zu den umherreisenden Bergleuten gehörten früher auch zwei in den Kreisen der Gewerken nicht gerade gern gesehene Gestalten, der Kuxkränzler und der Zubußbote. Der Kuxkränzler kam weit herum und suchte durch Überredungskünste, die die Grenze des Erlaubten oft überschritten[1]), fremde Geldleute zum Kauf von Kuxen zu bewegen[2]). Hatten diese sich mit dem Bergbau eingelassen, so war bald der Zubußbote bei ihnen ständiger Gast, um immer neue Gelder einzutreiben. Auf Zubußboten und Kuxkränzler bezieht sich der in JGSt. und wohl auch sonst im Erzgebirge wohlbekannte Spruch: „Wer will Bergwerk baun, der muß Gott vertraun, *dār mus dsubūs gām un rāxd fil liŋ*

[1]) E. S. 171: „. . . und ist ihnen ein billiger Profit wohl zu gönnen, wenn sie nur mit der Wahrheit umgehen und nicht Kuxe mit Ausbeute verkauffen, die doch dergleichen nicht geben oder wohl gar noch in Zubusse stehen, oder sonsten mehr herschneiden, als sichs in der That verhält und dadurch den Bergbau stinckend machen“.

[2]) Diese für den Bergbau so wichtige Person schildert G. Rollenhagen, Froschmeuseler I. XIV. Kap.: Wie Reinik von den bergemsen betrogen wird. Die Bergemsen sind die einzigen Tiere in der Welt, die Reinik ehemals betrogen haben, indem sie ihm reichen Gewinn versprachen, „wenn er etlich kuchs lösen wolt“ (V. 43); „Wie auch mein Weib, wenn sie vernommen, das ein kuchskrenzler sich einstelten, sie für landreuber pflag zu schelten“ (V. 78f.). Herausgegeben von K. Goedeke, Leipzig 1876.

gəlām.“ Bemerkenswert an diesem Spruche ist der bewußte Gegensatz von Hochsprache und Ma. nach dem ungeschriebenen Gesetz der Mundartler, Erhabenes in der Hochsprache auszudrücken.

§ 14c. Einfluß der Wandergewerbe auf die Ma.? Die eben beschriebenen unstäten Gestalten aus dem Volke haben eine eigene Bedeutung für die Ma. Es ist möglich, daß sie eine Menge fremder Wörter einschleppten.

Das für das Obererzgebirge von allen älteren Schriftstellern bezeugte enge Zusammenleben der Bewohner[1]) läßt diese Annahme nicht allzu willkürlich erscheinen; Gerbet z. B. ist geneigt, dem Hausierhandel die Einführung von Fremdwörtern zuzuschreiben[2]). Möglich ist auch, daß die Wandergesellen bei aller Ursprünglichkeit des Denkens einen gewissen weltgewandten Zug in das Leben ihrer Familie hineintrugen. Die „Neueste Kunde“ z. B. schreibt über die Laboranten (S. 79): „Die Laboranten, Blechhändler und Rußbuttenführer bringen einen großen Teil des Jahres auf Reisen zu, wodurch die Bande ehelicher Liebe von beiden Seiten lockerer werden, fremde Sitten mit nach Hause kommen und ungekannte Bedürfnisse entstehen“. Nachweisen läßt sich das nicht, nur fühlen; aber es gehört ein sehr feines Gehör und eine scharfe Beobachtungsgabe dazu, einzelne Familien oder gar ganze Ortschaften daraufhin zu prüfen. Wie es Unterschiede zwischen einzelnen Personen in Sprache und Ausdrucksweise gibt, so gibt es diese auch zwischen einzelnen Familien oder ganzen Ortschaften. Abgesehen vom Charakter spielt hierbei die Beschäftigung und die Umwelt eine große Rolle. So gelten manche Familien (Dörfer) als freundlich, manche als roh[3]).

§ 15. Bis zur Mitte des 19. Jhds. keine Störung

[1]) Von den älteren Leuten bis in die Mitte des 19. Jahrh. bezeugtes Zusammenleben mehrerer Familien in einer Stube!

[2]) ZfhdMaa. I, S. 130, § 19.

[3]) Ähnlich rein sprachliche Unterschiede s. GV. § 133, 1.

der Ma. Da JGSt. nie unter wirklichen Kriegsdrangsalen[1]) zu leiden hatte, kann man seiner Entwickelung — abgesehen von furchtbaren Hungerjahren — eine gewisse Ruhe und Stetigkeit nicht absprechen. Ihre Lage auf unwirtlicher Höhe schützte die Stadt vor allzugroßem Verkehr und dessen ungünstigen Einwirkungen auf die Ma. Wir dürfen daher die Entwicklung der Ma. von JGSt. fast bis zum letzten Drittel des 19. Jhds. als völlig ungestört durch gewaltsame Eingriffe bezeichnen[2]).

§ 16. Wendepunkt in der Geschichte der Ma durch den Stadtbrand. Ein Schreckenstag furchtbarster Art brach am 19. August 1867 über die Stadt herein. Binnen fünf Stunden vernichtete ein gewaltiger Brand 287 Häuser. Als auch die Kirche, das alte Heiligtum der Exulanten, mit ihren Kunstschätzen ein Raub der Flammen geworden war,

[1]) Die Kriege brachten für JGSt. höchstens Truppendurchzüge mit ihren Begleiterscheinungen mit sich. Wie gemütlich sich der Durchzug und die Anwesenheit der Preußen im Jahre 1866 gestaltete, darüber vgl. Röder, Anno sechsasachzig. Als die Stadt im folgenden Jahre von einem furchtbaren Brandunglück heimgesucht wurde, veranstaltete Bismarck zum Danke für die freundliche Aufnahme der preußischen Truppen eine Sammlung, die 60000 Taler einbrachte. Alle Reisenden sind in ihren Berichten des Lobes voll über die gastfreundlichen und gemütlichen Bewohner von JGSt. Vgl. Ruheim a. a. O. S. 125: „So rauh auch hier das Klima ist, so gutmüthig und treuherzig sind die hiesigen Einwohner". „Gegen Fremde sind die hiesigen Einwohner besonders gefällig und zuvorkommend, so wohl Vornehmere als Geringere." Ebenso Elfried v. Taura a. a. O. S. 117: „Die Bewohner sind ein sehr freundliches, gemüthliches Völkchen, bei dem sich der Fremde schnell heimisch fühlt." — Heinrich v. Kleist gewann auf seiner Reise durch das Erzgebirge ein günstiges Urteil über den Charakter der Gebirgler: „Die Enge der Gebirge scheint überhaupt auf das Gefühl zu wirken und man findet darin viele Gefühlsphilosophen, Menschenfreunde, Freunde der Künste, besonders der Musik Die Weite des platten Landes hingegen wirkt mehr auf den Verstand und hier findet man die Denker und Vielwisser. Ich möchte an einem Orte gebohren sein, wo die Berge nicht zu eng, die Flächen nicht zu weit sind (Werke, hrsg. von E. Schmidt, Leipzig, Bibl. Inst., Bd. 5, S. 100).

[2]) Der gewaltige Verkehr der Neuzeit kann als „gewaltsamer" Eingriff in das Leben der Ma. angesehen werden.

da war mit ihr zugleich auch die alte Zeit dahingegangen. An Stelle der alten, in ihrer Art schönen Fachwerkbauten und Blockhütten wurden eiligst steinerne, nichtssagende Gebäude errichtet, die das nüchterne Gesicht einer nüchternen Zeit trugen. Merkwürdig ist, daß man jetzt die Ma. am ursprünglichsten noch in dem vom Brande verschonten Stadtteile, der Altstadt, vorfindet. Es sieht aus, als habe sie sich vor der neuen Zeit dorthin geflüchtet[1]). Diese neue Zeit, die mit ihrer großen Bevölkerungsbewegung zugleich die jüngste Periode in der Besiedlungsgeschichte des Erzgebirges bedeutet, brach nun unaufhaltsam herein und übte auf die Ma. ihren unheilvollen Einfluß aus.

§ 17. Zuwanderung mundartfremder Elemente. Schon durch den Wiederaufbau der Stadt war eine Menge fremder Bauleute gekommen, von denen ein großer Teil dablieb und den Zersetzungsvorgang einleitete, der für die folgende Zeit das Leben unserer Ma. zu bedrohen schien.

§ 17a. Noch größeren Einfluß hatte die Zuwanderung fremder Arbeiter, die um dieselbe Zeit durch die Einführung der Handschuhindustrie veranlaßt wurde. Die fabrikmäßige Herstellung von Glacéhandschuhen ist heute der Hauptnahrungszweig der Bevölkerung von JGSt.; eine damit verbundene Heimarbeit gewährt dem weiblichen Teil der Bevölkerung ausreichenden Verdienst und ist die Hauptursache, daß die jungen Mädchen fast alle im Ort bleiben. Die Handschuhmacher *(handšixmaxr)*[2]) stammen nicht nur aus den Mittelpunkten der deutschen Handschuhindustrie, also aus Berlin, Magdeburg, Halberstadt, Arnstadt, München, sondern sogar

[1]) In JGSt. ist man dieser Meinung. Die Erscheinung ist z. T. aus sozialen Bedingungen herzuleiten, weil in der Altstadt nur sog. „kleine Leute“ wohnen.

[2]) Das *i* in *handšix* wird nie unterdrückt! An die ausgedehnte Industrie und ihre einzelnen Zweige knüpft sich natürlich eine große Menge mundartlicher Ausdrücke. Am bekanntesten sind: *də handšiŋ ginə* = die Handschuhe gehen, d. h. das Geschäft geht; *is sai handšiŋ* = es werden den Heimarbeiterinnen Handschuhe zur Bearbeitung „ausgegeben“; *is sai kānə h.* = das Gegenteil.

aus dem Auslande (Prag, Luxemburg). Natürlich hat sich neben diesen schon längst ein Stamm von einheimischen Arbeitern gebildet, aber die Handschuhmacher müssen als das die Ma. am meisten störende Element angesehen werden. Bei ihnen ist auch das, was man als echte Halbmundart bezeichnen möchte, am reinsten zu hören. Ihrer sozialen Stellung entsprechend sind sie durchaus nicht mundartfeindlich eingestellt. Wer aus der Zahl der Zuströmenden und Abwandernden doch hier oben „kleben" bleibt, bemüht sich auch, die Ma. zu lernen. Aber die Eigentümlichkeit seiner Heimatlaute kann nicht jeder so leicht loswerden, und wer von diesen Fremden z. B. aus einer Gegend stammt, in der das *s* stimmhaft gesprochen wird, fällt sofort auf, wenn er Ma. spricht.

§ 17b. Die Arbeiter einer anderen wichtigen Industrie, die Tischler (*dišr*)[1], worunter auch Klavierbauer, Ziehharmonikamacher und Arbeiter in ähnlichen Berufen gerechnet werden, dazu die Arbeiter in Holzstoff- und Pappenfabriken sind fast in ihrer ganzen Zahl der Ma. erhalten geblieben. Die Kunsttischlerei ist hier ein alteinheimisches Gewerbe; fremde Arbeiter pflegen in diesem Berufe nicht zuzuziehen. Ebenso sprechen die Arbeiter des Hammerwerks Wittigstal reine Ma. Von den Arbeitern verdienen noch die Bergleute[2] eine besondere Erwähnung, weil ihr Stand, der überhaupt als allen Neuerungen abhold gilt, die Ma. am treuesten bewahrt hat und auch bewahren wird, solange die Häuerglocke noch zur Schicht ruft. Leider ist die Zahl der Bergleute im Verhältnis zu den anderen Arbeitern sehr gering.[3]

§ 17c. Die industrielle Entwickelung, durch die JGSt. das geworden ist, was sie heute ist, eine Stadt der Arbeit, wurde weiter gefördert durch die Eröffnung einer Bahnlinie nach Schwarzenberg im Jahre 1883.

Für die Ma. bedeutet dieses Ereignis keinen Gewinn.

---

[1]) Über die Einführung der Kunsttischlerei in JGSt. vgl. Sigismund S. 86.

[2]) In vielen Familien vererbt sich der Bergmannsberuf vom Vater auf den Sohn.

[3]) Zahl jetzt nur noch gegen 60.

§ 18. Allgemeine die Ma. störenden Erscheinungen Bevor wir auf weitere Einzelheiten eingehen, die am Ende des 19. Jhds. besonders störend auf die Ma. eingewirkt haben, sei hier ein Blick auf die allgemeinen Erscheinungen gestattet, die man überall für das Zurückgehen der Ma. verantwortlich gemacht hat, und die sich natürlich auch im Gebiete unserer Ma. geltend gemacht haben.

§ 18a. Die Kirche hatte zur Zeit der Gründung von JGSt. schon längst begonnen, das Meißnische innerhalb ihres Lebenskreises einzuführen und durch Wort und Schrift zu verbreiten. Meißnische Prediger waren sehr gesucht. Petr. Albinus schreibt a. a. O. S. 639: „. . . ist daraus klar, das viel Meysner bey den Ausländern nur bisweilen wegen der Sprache gefördert werden, und zu großen Dingen komen. In Sachssen und anderswo sind die Meysnischen Prediger am angenemsten.“ Auf diese Weise ist allmählich, wahrscheinlich zuerst auf dem Wege der Ohrensprache, die Hochsprache in das Gebiet der Ma. eingedrungen. Durch das viel berufene Auswendiglernen von Bibelsprüchen und Liedern bekam das Klangbild des Meißnischen auch bei den Mundartlern, die nicht lesen und schreiben konnten, eine gewisse Festigkeit. Heute noch pflegt der Mundartsprechende Bibelworte in hochdeutscher Sprache anzuführen[1]). Das früher übliche fortwährende Hersagen von Bibelsprüchen und religiösen Liedern, sowie vor allen Dingen das tägliche wiederholte Beten des Vaterunsers hat im Laufe der Zeit auf manche Worte einen bestimmenden Einfluß ausgeübt. Das Wort Gott z. B. müßte in der Ma. nach der Lautlehre *gud* heißen; wörtlich haben wir die Form noch in einigen Verbindungen, z. B. in der mundartlichen Bezeichnung des Ortes Gottesgab: *gudsgo*[2]), und in einer Form, die in allen ihren Bestandteilen das Ursprüngliche bewahrt hat, in *gúds-ogr* = Gottesacker.

[1]) Auch E. Goepfert machte diese Beobachtung a. a. O. S. 91.

[2]) Die mundartlichen Formen der Ortsnamen weisen in allen Fällen den alten Lautstand auf.

ähnlich *gūdsdybārmliχ*, *gudsgumgliχ*. Kein Mensch sagt aber heute anders als „Gott“ [1]). Das Abendmahl heißt *amdmal*: nach der Lautlehre müßte es *omdmol* heißen. Auch die Verdrängung der mundartlichen Form *brud* ist nach meiner Meinung dem Beten des Vaterunsers zuzuschreiben [2]); heute ist „Brot“ allgemein, nur von einigen Bergleuten auf einer abseits gelegenen Grube hörte ich für Mittagessen *oriχ brudasn mazn*.

Der Einfluß der Kirche auf die Ma. hat heute gegenüber früherer Zeit abgenommen und ist durch die Einwirkungen anderer Kräfte ersetzt worden. Daß man in der Mundart predigen könnte, halte ich in unserem Gebiete für ausgeschlossen. Nur ein mit der Ma. und dem Lebenskreis der Zuhörer aufs engste verwandter Zweig der Sprache, die Bergmannssprache, wird gelegentlich bei Bergpredigten angewandt und verfehlt nie seine Wirkung auf die Zuhörer. Das Anwenden von bergmännischen Redensarten in Predigten ist ein alter Brauch. Engelschall [3]) überliefert, daß ein Prediger von JGSt. eine Andacht mit den Worten beschloß „wir müssen Schicht machen“. (Es schien „bedenklich“, daß er einige Tage darauf starb, er hatte also wirklich Schicht gemacht). Die Bergmannssprache auf der Kanzel ist zur Blütezeit des Bergbaus nicht nur willkommene Ausschmückung der Predigt gewesen; die Prediger selbst waren so eng mit dem Bergbau verwachsen, daß Wort und Tat übereinstimmten. Ein Prediger von JGSt. bekam „zum heil. Christ ein neu Grubenkleid von den Bergleuten verehret“ und trug dieses während der Mettenpredigt unter dem Priesterrock [4]). — Goethe, sonst ein großer Liebhaber des Bergbaues, schien nicht viel von Bergpredigten zu halten [5]). Vgl. noch Will a. a. O. S. 50.

[1]) Vgl. dazu auch Lang, Zsch. Ma. § 70, Anm. 2.

[2]) Das Vaterunser muß *brūd* verdrängt haben; warum heißt es sonst noch *nūd* (Zsch. Ma. § 76) ‚Not‘, *dūd* ‚Tod‘, *hūx* ‘hoch’?

[3]) E. S. 48.

[4]) E. S. 52. Joh. Mathesius, Prediger zu Joachimsthal, war eng verwachsen mit dem Bergbau. Vgl. Vorrede zur Sarepta u. a. O.

[5]) Naturw. Schriften IX. Bd., Weimar 1892, S. 144: „Da ich auszuruhen wünschte, trat ich in die Kirche und fand die ganze Knappschaft

Ich habe übrigens bisher noch nirgends einen Hinweis über den Unterschied gefunden, der zwischen der Bergmannssprache in der Literatur und der Redeweise des einfachen

---

in Putz und Ornat versammelt. Der Diaconus predigte in hergebrachten bergmännischen Phrasen". Diese Bemerkung Goethes lernen wir aus folgendem verstehen: G. Oesfeld, Pastor zu Lößnitz, wendet sich im Erzgebürgischen Zuschauer, Halle 1774, S. 94 f. gegen die übertriebene Art, in Bergpredigten möglichst viele Redewendungen und Bilder aus dem Bergmannsleben anzuwenden. „Zugleich habe ich ein Beyspiel geben wollen, von welchen Materien unsere Bergpredigten, dergleichen in Freyberg zum öfteren, an den übrigen Bergorten aber zur Fastnacht auch an manchen Mittwochs hernach gehalten werden, zu handeln, und was für bergmännische Anspielungen darin vorzukommen pflegen . . . Der Bergmann verstehet oft unser Allegorisiren vom Bergbau selbst nicht [wegen der Einfachheit des mundartlichen Denkens], und ob man nicht göttliche Wahrheiten dem Spott aussetze, mögen andere beurtheilen. Es wird aber hierin [in dem diesjährigen Bergcalender] nur wider das gar zu gezwungene Allegorisiren geredet: denn natürliche Gleichnisse kann man bey dem Bergbau sowol anbringen, als die Propheten, ja der weiseste Lehrer selbst, ihre Gleichnisse vom Ackerbau, Viehzucht, der Handlung usw. hergenommen haben. Nur muß das gezwungene, und das beständig fortgesetzte Allegorisiren vermieden, und die etwas dunkeln Metaphoren erkläret werden. Herr D. Weikh mann hat in einer zu Wittenberg gehaltenen gelehrten Dissertation den mäßigen Gebrauch der Bergsprache auf der Canzel gerechtfertiget." — Über dieselbe Art von Predigten handelt Karl Ruhheim, Reise (s. Lit.) s. 38 f.: „Ganz eigen und abweichend ist die Bergsprache, auf welche die Bergleute sehr halten. Sogar die Predigten, welche an Bergfesten (wobei gemeiniglich besondere Bergaufzüge sind) gehalten werden, und die man Bergpredigten nennt, müssen in der Bergsprache abgefaßt seyn, und man erzählte mir, daß da einst ein junger Prediger dies, weil er es nicht gewußt, unterlassen habe, er von den Bergleuten darüber zur Rede gesetzt worden sei, und daß er, um ihnen das nächste Mal zu willfahren, sich habe müssen in der Bergsprache unterrichten lassen.

Wie weit die lieben Alten dieses aber oft bis zum Lächerlichen übertrieben, davon mag Dir folgende Probe zum Beweiß dienen, welche aus einer gedruckten Predigt, die ich hier zu lesen bekam, genommen ist. In der Predigt war vorgestellt:

Buße und Glauben, das ächte Pochwerk und die ächte Wäsche eines Christen. Der Schluß der Predigt war folgender:

Jesus aber als der oberste Hutmann und seine heiligen Engel, als die rechten Schlegelgesellen, mögen Eure Herzen mit den Pochstempeln

Bergmanns besteht. Die Ausdrucksweise des dichterischen und technischen Schrifttums im Bergwesen, dazu die davon abgeleitete Bergmannssprache auf der Kanzel, kann man fast als „gelehrt“ bezeichnen, und die bergmännischen Wörterbücher enthalten eine Menge von Redewendungen, die der „Bergmann vom Leder“, wie er im Gegensatz zum „Bergmann von der Feder“ genannt wird, vielleicht nie gekannt hat oder infolge des Niederganges des Bergbaues nicht mehr kennt.

§ 18b. Schule. Nicht mit Unrecht schiebt man nächst der Kirche der Schule die meiste Schuld am Zurückgehen der Ma. zu. Sehr bezeichnend für die Verhältnisse der deutschen Vergangenheit ist es, daß in JGSt. zuerst eine Lateinschule gegründet wurde[1]). Die ersten Lehrer mußten bald da, bald dorthin „zu Hause ziehen und sich sehr placken“[2]). Eine deutsche Schule fing Gottfried Schilling „proprio ausu“ an; ja, es „meynte Johann Georg Berger, so ein Berg-Pursch, zuvor aber fein schreiben und rechnen gelernet, er könne ebenfalls nicht besser thun, denn daß er sich zur Schularbeit applicirte[3]).“ Von diesem wird für die Ma. kein Schaden zu befürchten gewesen sein, mehr vielleicht von den Candidaten der Theologie, die bald darauf hauptsächlich als Lehrer tätig waren. Denn man war schon frühzeitig in JGSt. auf die Verbesserung des Schulwesens bedacht, und der Pfarrer Schubert ließ sich den widerwärtigen Kampf mit den Winkelschulen nicht verdrießen[4]).

Die Nachrichten der Chronik von Engelschall gehen leider nur bis zum Jahre 1723; die große Lücke in der Ge-

---

der Reue und Buße zerknirschen, und auf der Wäsche des Glaubens das Silbererz der Frömmigkeit reinigen von den Schlacken der Sünde, damit ihr dann das Gepräge der Kinder Gottes dereinst empfangen möget. — Ich aber schwinge mein Schachthütlein und mache — Schicht!“

[1]) E. S. 55. Er spricht erst (I, Cap. VI) von Anrichtung einer Schule und dann (Cap. VII) von Anrichtung der teutschen Schule.

[2]) E. S. 56. [3]) E. S. 59.

[4]) E. S. 48. Von ihm stammt das Wort: „Verflucht ist, der die Schulen drücket“.

schichtsschreibung von JGSt. bis zur Neuzeit ist nie ausgefüllt worden. Die sonst noch vorhandenen Schulakten bieten wenig; höchstens könnte man sich der Mühe unterziehen, hier und da vorkommende mundartliche Ausdrücke zu sammeln. Am bemerkenswertesten erschien mir in dem großen Aktenstoß, der aus dem Stadtbrande gerettet wurde, eine gehässige Beschwerdeschrift des Rektors der Lateinschule aus dem Jahre 1761. In einem rein persönlichen Streite gegen den Pastor und den Cantor weiß sich der Rektor nicht anders zu helfen, als beiden Unwissenschaftlichkeit vorzuwerfen. Besonders nimmt er seinen Schulkollegen aufs Korn und hängt ihm nach alter guter Schulmeisterweise alles mögliche an: er sei von [allen, die angeblich auf Universitäten studiert hätten, einer der Unwissendsten, die Knaben vergäßen alles, was sie bei dem Tertio gelernet, er bringe den Schülern Falsches bei, daß sie z. B. amaverint, legĕbant aussprechen und „den Kleinen Catechismum in dem Dialect des niedrigsten Pöbels, der auch seine eigene gewöhnliche Mundart ist, pronuncieren." Gewiß hier die Mundart des oberen Erzgebirges gemeint.

Die eigentliche Zerstörungsarbeit der Schule an der Ma. begann erst, seitdem auf einer Anstalt vorbereitete Lehrer unterrichteten, und der Schulunterricht überhaupt in festere Bahnen geleitet wurde. Die Folgen dieses Schulunterrichts für die Ma. sind bekannt; den Kindern wurde die Vorstellung eingeimpft, als sei ihre Ma. gegenüber dem Hochdeutschen minderwertig. Eine wegen der Spärlichkeit der Überlieferung besonders wertvolle Nachricht über die Ausmerzung der Ma. in der Schule hat uns der Geschichtsschreiber der JGSt. benachbarten Sosa hinterlassen: Chr. H. Hecht, Geschichte des kursächsischen Bergfleckens Sosa, Hof und Leipzig 1778, Seite 31: „Nach Anweisung der Neuen Schulordnung sollen nun freylich die Schulbedienten solchen Sprachfehlern [gemeint ist die Ma., über die sich der Verfasser auf den vorhergehenden Seiten 26 ff. geäußert hat. S. unten S. 63] abhelfen, es ist aber nicht zu erzwingen". Spätere Zeiten dachten zwar vernünftiger über das Verhältnis

der Schule zur Ma.; immerhin wurde durch den Schulbetrieb eine Abschleifung der Ma. und eine Vermischung derselben mit dem Hochdeutschen verursacht. Denn ohne Hochdeutsch geht es in der Schule nicht, das hängt mit den Zielen der Schule zusammen. In JGSt. nimmt man wenigstens auf schwerfällige Mundartler Rücksicht und wendet am Anfang der Schulzeit zur besseren Verständigung mit ihnen die Ma. an. Der Gebrauch der Ma. ist aber hier nur ein Mittel zur Erleichterung der Aufgabe des Lehrers, während er in Jugel und Steinbach eine unerläßliche Notwendigkeit ist. Die hier waltenden Lehrer sind gezwungen, mit den Abc-Schützen Ma. zu sprechen, um sich überhaupt mit ihnen verständigen zu können. Älteren Kindern werden nicht nur mundartliche Aufsätze aufgegeben, sondern man läßt in den genannten Schulen vernünftigerweise die Ma. gelten, wenn größere Zusammenhänge frei wiederzugeben sind. In solchen Fällen hat das Kind eines Walddorfes, das von seiner Umgebung nur Ma. hört und auch sonst in keiner Weise mit dem Hochdeutschen in Berührung kommt, ja doppelte Arbeit zu leisten. Es muß den Inhalt des Wiederzugebenden zusammenhalten und dazu noch die hochdeutschen, also ihm fremden Wörter mühsam zusammensuchen, ganz zu geschweigen von den hochdeutschen Sätzen. Gerade diese erzwungene Zweisprachigkeit läßt mundartsprechende Kinder viel schwerfälliger und unbeholfener erscheinen, als sie es in Wirklichkeit sind. Unterhält man sich mit ihnen in ihrer „Muttersprache“, so wird man sofort eine größere Lebendigkeit an ihnen wahrnehmen können, als man ursprünglich erwartet hatte.

§ 18c. Mit Kirche und Schule steht in engem Zusammenhang das geschriebene und gedruckte Wort; es gehört zum schweren Geschütz der mundartfeindlichen Streitkräfte. Von allen Seiten fallen dem Mundartsprecher heute gedruckte Wörter in die Augen, wenn er sich auf die Straße begibt; aus seiner Vorstellung wird allmählich die einzelne mundartliche Form durch öfteres Sehen irgendeines Schildes verdrängt. Die suggestive Kraft solcher Schilder auf Bahnhöfen,

in den Straßen und Läden, kurz überall dort, wohin man heute nur einen Schritt tut, ist nicht zu unterschätzen; selbst der Gebildete kann sich ihrer Wirkung nicht entziehen.

Die Zeitung kommt jeden Abend ins Haus und wird je nach dem Bildungsgrade des Lesers entweder buchstabiert oder überflogen; in beiden Fällen prägen sich die hochdeutschen Wortbilder dem Gedächtnis ein und mischen sich mit der Zeit der Umgangssprache bei. Seit 1882 besteht auch in JGSt. eine Ortszeitung; bis dahin war der „Kleine Mann“ ohne „Blatt“.

Das Lesen von Büchern erscheint heute dem Manne aus dem Volke nicht mehr als verdammenswerte Zeitvergeudung. Er hat gelernt, einzusehen, welche Werte in den Büchern verborgen liegen. Nach meinen Beobachtungen hat hier der Krieg erzieherisch gewirkt. In den Lazaretten z. B. griffen Verwundete, die bis dahin nie in ihrem Leben ein Buch zur Hand genommen hatten, aus Verzweiflung der Langweile zum Buch; aus ihnen wurden oft die eifrigsten Leser, und sie haben auch nach dem Kriege die liebgewordene Gewohnheit beibehalten. Die Erhöhung der Bildungsstufe wird allerdings auf Kosten der Ma. gewonnen.

§ 18d. Gleiche Wirkung wie das geschriebene Wort hat das gesprochene Wort in den heute in bekannter Blüte stehenden Versammlungen jeder Art. Die Reden und Verhandlungen hierbei werden, auch wenn reine Mundartler beisammen sind, hochdeutsch geführt. Wer Ma. zu sprechen gewohnt ist, befleißigt sich, seine Aussprache der Hochsprache, so gut es eben geht, anzupassen. Dabei kommt bei Ungeübten ein gezwungen klingendes Schulhochdeutsch heraus, dem noch besondere mundartliche Eigentümlichkeiten[1]) anhaften; auf keinen Fall ist es das gewöhnliche Obersächsische.

[1]) Die hochdeutschen Formen sucht man vor allem durch Nachahmung des Vokalismus zu erreichen. Eigentümlichkeiten: 1) der Gebrauch von *m* statt *w* in *wir* (ist nicht dem Obs. zuzuschreiben, da die Ma. „mir“ hat; 2) 1. 3. Plur. von „sein“ in der Ma. *mir sɑi*, in dem beschriebenen Hochdeutsch *mir sɑin*; 3) Anstatt des mundartlichen *ned* erscheint stets „nicht“,

§ 18e. Zur Zeit der allgemeinen Wehrpflicht war dem Militärdienst eine gewisse Schuld am Zurückgehen der Ma. zuzuschreiben; der Schaden, der durch ihn der Ma. entstanden ist, ist m. E. geringer, als er für gewöhnlich eingeschätzt wurde. Es kam hierbei vielmehr auf die Veranlagung des einzelnen selbst an. Wenige haben sich „bei den Soldaten" das Feinsprechen angewöhnt; der größte Teil verfiel nach seiner Rückkehr in die Heimat bald wieder in die Ma.[1]) Nach meinen Beobachtungen wurde z. B. während des Krieges in erzgebirgischen Regimentern (I. R. 133, R. I. R. 243) von den Gebirglern die Ma. beibehalten, und die lange Abwesenheit von der Heimat änderte nichts an dieser Gewohnheit. Daß der Wortschatz selbst durch die vielen Neuerungen und Erlebnisse während des Krieges eine ungeahnte Bereicherung erfahren hat, konnte ja auch der Gebildete an sich selbst feststellen.

---

nie obs. *niχ*; 4) Eine ganz besondere Eigenart des (W)E. ist die Verwendung des Dativs auf die Frage „wohin", unbestritten hörbar beim Fem. Neutr. (Masc. wegen des Zusammenfalls der Formen nicht festzustellen): *iχ gə in dr kirχ, drəərs nai [in] dr šdu[b]* (s. Gerbet § 31), *iχ gī ofn̥ fald.* Erzgebirger, die viele Jahre „in der Fremd" gelebt haben, erkennt man sofort an diesem auch im Hochd. merkwürdig zäh festgehaltenen Brauch, und — wie merkwürdig! — bei der ersten Bekanntschaft, die ich mit der lebenden Ma. des Oberharzes machte, begegnete mir sofort dieses *in dr̥ kirχ.*

[1]) So auch GV. S. 7: „Der Soldat, der „drinnen in Sachsen" gedient, bringt fast regelmäßig das obs. *ox* „auch", *kófman* „kaufmann", *ne* „nein", *sin* (mhd. *sin*) „sind" usf. mit, legt sie aber bald wieder ab." Hinzufügen möchte ich, daß die Angewöhnung fremder Aussprache (bes. meißnisch und berlinisch) beim Volke als „eingebildet" angesehen wird; es heißt dann: *r dəχd sīχ!* (s. Obs. Wörterb. I, S. 213) = er bildet sich etwas ein. Besonders hat man es auf die wenigen weiblichen Personen abgesehen, die etwa als Dienstmädchen, Mädchen in Geschäften oder Fabriken von hier in die Fremde gewandert sind und nun *dsə bəsər kums.* Steht z. B. der Trieb des Feinsprechens einer zurückgekehrten Person zu sehr im Gegensatz zu deren Bildungsgrad, so dichtet man diesem übertriebenen Hang zum *grūsdū* mit feinem Empfinden für das Schickliche obendrein ergötzliche Geschichten an, z. B. das Anreden von Tieren und Gegenständen mit „Sie" oder die erstaunte Frage nach der Lage des nächsten Dorfes, das der Fragerin doch von Jugend auf wohlbekannt sein müßte.

§ 19. Fremde. Auf die gewaltige Belebung des Verkehrs durch die Eisenbahn ist schon hingewiesen worden. Die oberen Beamten, die bei der Bahn und bei der mit ihr als Verkehrsmittel eng verwandten Post tätig sind, sind fast alle fremd; sie kommen aus dem obersächsischen Sprachgebiete und sind die besten Wegebereiter des Obs. innerhalb der politischen Grenzen Sachsens. Rechnet man hierzu noch die Zollbeamten, die ausnahmslos fremd sind, so bekommt man eine kleine, aber beachtenswerte Gruppe, die der Ma. keine innere Anteilnahme entgegenbringt. Beobachten konnte ich immer wieder, daß die Bevölkerung den Beamten, die Ma. sprechen, mehr Vertrauen entgegenbringt als den Mundartfremden. Beamte, die lange Jahre am Orte sind, gewöhnen sich ein und lernen z. T. auch die Ma. sprechen; bei der geringen Seßhaftigkeit der Beamten sind dies aber nur wenige. Die Kinder der Beamten und der Fremden überhaupt gewöhnen sich durch den Verkehr mit den mundartsprechenden Kindern in der Schule die Ma. leicht an und gebrauchen sie auch beim Spielen mit ihren Altersgenossen: sie werden zweisprachig. Im häuslichen Kreise wird ihnen aber der Gebrauch der Ma. verboten und als schlechte Gewohnheit der Gasse vorgehalten.

Seßhafter als die Beamten sind die von außen gekommenen Gewerbetreibenden. Sie stehen entweder der Ma. gleichgültig gegenüber, oder sie befleißigen sich aus Geschäftsrücksichten, im Verkehr mit der Kundschaft Ma. zu sprechen Meist bleibt es dabei bei einer Mischmundart.

§ 20. Hin und Her des Verkehrs. Dieser Zuwanderung von außen steht ein gesteigertes Reisebedürfnis der eingeborenen Bevölkerung gegenüber, indem diese gegen früher öfter entweder geschäftlich oder zum Vergnügen verreist. Auf der Reise und in den von ihnen aufgesuchten Orten, soweit diese nicht im Erzgebirge liegen, vermeiden die Gebirgler natürlich die Ma. möglichst. Nördlich von Zwickau wird man selten noch einen mundartsprechenden Gebirgler in der Eisenbahn antreffen. Durch die Vielgestaltigkeit unserer heutigen Erwerbsverhältnisse gezwungen, bleiben viele dauernd der

Heimat fern und lassen sich in der Fremde nieder. Die Ma. der Heimat erleidet durch starke Abwanderung Verluste; ihre Schwächung erleichtert dem Obs. die Ausbreitung.

§ 21. Sprachstatistik. Im folgenden wird ein Versuch ausgeführt werden, auf Grund der oben geschilderten Verhältnisse die Ma. auch zahlenmäßig zu erfassen. Bei den Vorarbeiten dazu, wobei ich lange Listen der Einwohner durchgesehen und diese auf ihre Einstellung zur Ma. geprüft habe, stellte es sich heraus, daß ich es bei einem Versuche bewenden lassen müsse. Schuld daran ist der Mangel an einwandfreien statistischen Unterlagen, die nur zustande kommen können, wenn bei irgend einer Zählung eine Fragespalte, z. B. „Sprechen Sie, Ihre Frau usw. Ma.?“ mit angefügt würde. Unausführbar ist dieser Vorschlag nicht und würde bei der Bevölkerung bei entsprechender Belehrung verständnisvoll aufgenommen werden. Bessere Erfolge würden vielleicht noch erzielt, wenn man in einem kleineren Gemeinwesen als es JGSt. ist, durch freiwillige Helfer, die von Haus zu Haus gehen müßten, den Bestand der Ma. nachprüfen ließe und zahlenmäßig auswertete[1]). Man weiß heute, daß auf allen Gebieten des

[1]) Herr Prof. Bremer weist mich darauf hin, daß in Nordfriesland Ernst Brandt mit Erfolg eine sprachstatistische Aufnahme durch Vermittlung der Ortsvorsteher gemacht hat; vgl. seine Diss. „Die nordfriesische Sprache der Goesharden“, Halle 1913, S. 17 ff. § 20 schreibt Brandt: „Die auszufüllenden Fragebogen stellten folgende Fragen: Wie lautet der Name und Vorname des Haushaltungsvorstandes? Wird in der Familie [denn nach Familien wurde die Zählung durchgeführt] friesisch, plattdeutsch, plattdänisch, hochdeutsch, friesisch und plattdeutsch gemischt, friesisch und dänisch gemischt usw. als Familiensprache gesprochen? Wieviel Männer sprechen friesisch, plattdeutsch, hochdeutsch, dänisch vorwiegend? Ebenso die Frauen der Familie und die Kinder, soweit sie noch nicht selbständig sind? Wieviel Dienstboten, männliche und weibliche, werden gehalten, und was sprechen sie vorwiegend? Auf diese Weise wurde im Herbst 1910 Familie für Familie, Haus für Haus, Dorf für Dorf, Harde für Harde aufgenommen, und so sind auf dem Festlande allein rund 20 000 Menschen gezählt worden.“ Der Verfasser B. bereiste die ganze Gegend zu Fuß, setzte sich mit den Behörden in Verbindung und sprach an der Hand amtlicher Listen die einzelnen Familien durch. Es war ihm meist schon

Lebens die Zahl ihre eigene und gewichtige Sprache spricht, daß sie durch die Tatsache ihres bloßen Vorhandenseins ganze Bücher zu widerlegen vermag. Warum sollte man sich diese Erkenntnis nicht auch bei der Erforschung des jeweiligen Standes der Ma. zunutze machen? Ich halte es nicht für ausgeschlossen, daß einst von seiten der Reichs- und Staatsbehörden eine solche Untersuchung angestellt werden wird, aber erst dann, wenn die Ma. in den letzten Zügen liegt, und es ihr geht wie der Heimat, deren Schutz erst erfunden wurde, als die Ludwig-Richter-Heimat schon fast versunken war.

Um festzustellen, in welcher Stärke sich die lebende Ma. von JGSt. noch halte, mußte ich mich, wie ich soeben angab, mit dem sehr rohen Mittel des bloßen Zählens von Gemeindelisten und des Abschätzens der einzelnen Personen auf ihr Verhältnis zur Ma. begnügen. Auf die Unterscheidung von reine Ma. Sprechenden und Halbmundartlern verzichtete ich, da es sich z. B. bei vielen Gewerbetreibenden herausstellte, daß sie in ihrer Familie zwar Ma. sprechen, im Verkehr nach außen hin aber die sog. obersächsische Gemeinsprache anwenden. Es wurde vorläufig also nur Ma. und „fremd“ gegenübergestellt.

Nach dem Stande vom 10. Oktober 1924 sind von 130 Fabrikanten und Gewerbetreibendeu

96 als mundartsprechend,
34 als mundartfremd
130 festgestellt worden.

Von den Arbeitern sind die böhmischen, meist aus Platten stammend, zu den Mundartsprechenden gerechnet worden. Es ergab sich von 2665 Lederarbeitern ungefähr ein Drittel als fremd; bei der Durchsicht einer Liste der Färbereiarbeiter

in den Amtsstuben möglich, den größten Teil der Familien in den Bogen einzutragen. § 22 folgen die Ergebnisse der Zählung; man ersieht aus den Aufstellungen für die einzelnen Orte, daß die Zahl wie immer eine deutliche und unzweideutige Sprache redet, und daß Untersuchungen dieser Art viel mehr bedeuten, als die allgemein gehaltenen Berichte, daß „die Ma. zurückgeht“.

(Färber des Handschuhleders) stellte sich zahlenmäßig die Richtigkeit der Annahme heraus, daß diese reine Ma. sprechen. Der Grund hierfür ist darin zu suchen, daß die Färberei ungelernte Arbeiter verwendet; diese werden natürlich von den Einheimischen gestellt. 566 Holzarbeiter sprechen auch reine Ma., ebenso die etwa 60 noch vorhandenen Bergleute. Daß die oberen Beamten fremd sind, wurde schon erwähnt. Für die Familien konnte mit Hilfe der angewandten Mittel Genaueres nicht ermittelt werden. Die 800 Kinder der Bürgerschule und die 400 Schüler der Berufsschule sind in ähnlicher Weise auf ihre Stellung zur Ma. hin geprüft worden. Bei ihnen verschiebt sich das Bild ein wenig zugunsten der Ma., weil die unteren Schichten der Bevölkerung zugleich am kinderreichsten sind. Alles in allem kann man sagen, daß von 6400 Einwohnern ein Viertel bis zu einem kleinen Drittel mundartfremd ist.

§ 22. Abstufungen innerhalb der Ma. Die einzelnen Abstufungen innerhalb der Ma. bis zum Hochdeutschen zu erfassen, ist eine Aufgabe für sich. Es seien hier nur die Haupterscheinungen angeführt. Im allgemeinen ist die Halbmundart wenig zu hören. Entweder man entsagt der Ma. und spricht das oben S. 34, Anm. 1 beschriebene Hochdeutsch oder man spricht obs. Eine Mischung beider Sprachschichten findet kaum statt. Der Mundartfremde bemüht sich, die Ma. möglichst rein zu sprechen, weil er in Gefahr kommt, bei groben Abweichungen der Lächerlichkeit anheimzufallen. Eine besondere Bedeutung, die die Wichtigkeit dieser Wörter für die Grenzen der Ma. zeigt, haben *ned, fai, ā mā* (s. GV. § 199, Anm. 2) erlangt. In einer Mischsprache, die durch erhöhte soziale Stellung bedingt wird, werden diese Wörter festgehalten. Man hört Sätze dieser Art: *gē fai ned mid* (echte Ma.: *gē fai ned mid*); *iχ hab nər nox dswai marg* (echte Ma.: *iχ hō nər nox dswe marg*); *mā* erscheint in dieser Mischsprache als *mā*. Dagegen sind sich die echten Mundartler, die in Einzelfällen hochdeutsch reden zu müssen glauben, der unterscheidenden Kraft der erwähnten Wörter wohl bewußt; sie

versuchen sie mit peinlicher Ängstlichkeit ins Hochdeutsche zu übersetzen, um ja den Eindruck des Schriftdeutschen zu erwecken. Bei ihnen heißt es stets: auch nicht. Ebenso wird das mundartliche *da* in Fragen immer in „denn“ umgewandelt. *Wo woln se den hi?* (echt ma.: *wū woln se da hi?*). In der Erregung verfällt ein in Kreisen mit hochdeutscher Sprache verkehrender Mundartler in die reine Ma. Umgekehrt werden von Leuten, die nur Ma. sprechen, zur Erhöhung der Wirkung ihrer Rede hochdeutsche Formen eingefügt: *sū ain ās! sū ain gəmainɣ mens! dos is ə gan(d)s gəmaingəfœrlixɣ* (hochd.) *karl.*

Gewöhnliche Rede: *ix hō kan bfeɣ in dɣ das.*
Hervorhebung: *kainen bfeɣ ho ix widɣ krixd!*

§ 23. Die obersächsische Umgangssprache. Alle bisher aufgezählten Erscheinungen, die das Zurückweichen der Ma. von JGSt. begünstigen, hängen aufs engste mit dem Vordringen einer Ma. zusammen, die, von Norden kommend, die tiefer gelegenen Städte des Erzgebirges schon vollkommen für sich in Beschlag genommen hat, und die sich nun auch anschickt, leise und fast unmerklich in die Gegenden des hohen Erzgebirges einzudringen. Bis zu welchem Grade und in welcher Zeit es ihr gelingen wird, sich auch hier oben fest einzunisten, darüber wird unten noch ein Wort gesagt werden. Von vornherein scheint ja die Ma. die Unterliegende zu sein, da der Gegnerin zwei mächtige Helfer zur Seite stehen: ihre zahlenmäßige Überlegenheit und ihre größere Annäherung an das Schriftdeutsche[1]), die bei naiven Zuhörern die Meinung erweckt, als handle es sich hier um reine Hochsprache. Der wachsende Verkehr und die zunehmende Entwurzelung der Bevölkerung von der heimischen Scholle begünstigt weiterhin diese obersächsische Ma., wie sie genannt wird, in so hohem

[1]) Petrus Albinus berichtet 1580 a. a. O. S. 639: „Man fördert auch die Meysner, und so sich irer Sprach befleissigen, gern und fur andern in den Cantzleyen der Fürsten und Stedte, und gewehnen sich fast alle andere und umbliegende Örter nach unserer Sprach zu reden.“

Maße, daß sie die Gemeinsprache innerhalb der alten sächsischen Gebiete zu werden droht. Ihre Ausbreitung wird gerade durch die Beamten[1]) gefördert. Es scheint sogar, als ob sich in dem verkehrs- und volkreichen Industriegebiete Mitteldeutschlands eine Umwandlung der noch vorhandenen Maa. zugunsten des Obs. vollzieht. Vorläufig ist die Ma. von JGSt. vom Obs. noch nicht überschwemmt, wie das etwa z. B. in dem ehemals gut we. Zwickau der Fall ist; vor allem erhält sich der Lautstand wacker.

§ 24. Absterbender Wortschatz. Schlimmer ist es mit dem Wortschatz bestellt; hier kann man von einem allmählichen Verschwinden altheimischen Sprachgutes und dessen Ersatz durch wenig erfreuliche Neubildungen sprechen. Auch der Schriftsprache ist diese Erscheinung nicht fremd. Worte, die zu Goethes Zeiten noch allgemein gebraucht wurden, sind heute außer Kurs gesetzt. Oft haben sie sich in einzelnen Maa. noch bis heute erhalten; aber ihr Fortleben ist bedroht. In der Ma. kann man heutzutage, auch wenn man noch so sehr auf die Erhaltung des Alten bedacht ist, altmodische Wörter, wie *almad* für Brotschrank, *dswaisfalr*, *dswaiflsfalr* für Schmetterling, das hübsche Wort *filhaldsl* für Trichter (Obs. Wb. I, 365) u. a. m. kaum noch anwenden, ohne sich den Vorwurf zuzuziehen, *aldfädoris* (altväterisch) zu sein. Ist ein Wort aus der „Mode“ gekommen, so hält es schwer, es wieder zum Leben zu erwecken[2]). Nicht allein

[1]) Vgl. Bremer, Beiträge zur Geographie der deutschen Ma. S. 13 ff. GV. § 2, 2, § 63 f.

[2]) Auch die alten Vornamen sind der Mode zum Opfer gefallen. Die Ma. hatte ihren festen Bestand an Vornamen; in dieser Form waren sie dem Gebirgler vertraut. Ich habe an der Hand des Kirchenbuches von JGSt. das Eindringen neuer Namen beobachtet: die alten Namen Gottlieb, August, Dankgott, Daniel, Wilhelmine, Erdmute gehörten zum eisernen Bestand des Namenschatzes und sind erst gegen 1870 neueren Namen gewichen. In neuester Zeit kann bei den sozial höher Stehenden eine förmliche Jagd nach möglichst „überspannten“ Namen festgestellt werden, und zwar, um der Übertragung der Namen in die Ma. zu entgehen, die als unliebsame Entstellung aufgefaßt wird. Das Volk aber richtet sich bei der

der Mode ist das Aussterben vieler Wörter zuzuschreiben; es gibt auch eine Menge von Begriffen, die von der Bildfläche verschwunden sind, weil ihrem Inhalt von der neuen Zeit der Garaus gemacht worden ist. Der Untergang alter Zustände, Einrichtungen und Gebräuche ließ die damit verbundenen Wörter aus dem Bewußtsein des Volkes, also auch der Ma. verschwinden. Das gilt in erster Linie von all den ausgestorbenen Handwerken, die man auch hier oben kaum noch vom Hörensagen kennt. Wie viel altes Gut der Ma. ist mit ihnen zugleich untergegangen! Alle die Zinngießer, Seifensieder, Nadler (Sigismund S. 96, nur noch als Redensart *nágidr nódlrgoșd* zur Bezeichnung eines armseligen Menschen), Posamentierer, Nagel- (Neueste Kunde S. 127) und Hammerschmiede, Lohgerber, Gürtler mußten der neuen Zeit weichen. Nicht nur der Name dieser Handwerksarten, sondern auch die Bezeichnungen ihrer Erzeugnisse und Werkzeuge ist verloren gegangen. Wenn man z. B. ein Kind von heute fragen würde, was ein *lúkuŋ* ist, so würde man vergeblich auf eine Antwort warten. Die alten Lohgerber preßten die ausgelaugte Lohe in Formen zu „Kuchen“ und verkauften sie als Heizmaterial.

§ 24a. Eine alte Einrichtung von JGSt., die alte Fahrpost nach Karlsbad, die schon Goethe benutzt hatte, mußte im Jahre 1899 zusammen mit einem stark ausgebauten Fuhrwesen der Eisenbahn weichen. Durch ihr Eingehen wurde auch der lebhafte und freundschaftliche Verkehr zum ersten Male gestört, der zwischen JGSt. und den benachbarten böhmischen Orten bis nach Joachimsthal, Schlackenwerth und noch weiter nach Böhmen hinein bestanden hatte. Alle diese Orte

Namengebung nach den oberen Kreisen! Die neueren Namen widersetzen sich der Umformung in die Ma. Gegenüber dem mundartlichen *Kar* ‚Karl‘, *Gusd* ‚August‘, *Rōb* ‚Robert‘, *Riχ* ‚Richard‘ bleibt der neuartige Günter oder Helmut auch in der Ma. bestehen. Übrigens ist die Abkürzung der Namen in der Ma. von JGSt. (= WE.) südlicher Art entsprechend; südliche Art ist auch, um dies hier zu erwähnen, die Stellung des Vornamens hinter dem Familiennamen: „Elsner Dolf“, desgleichen die Bezeichnung eines Handwerks: „Richter Bek“ (Bäcker Richter).

haben heute ihre eigene Bahn; der Schwerpunkt ihres Verkehrs hat sich nach Karlsbad verschoben. Früher bedeutete JGSt. für diese Städte einen Handelsplatz ersten Ranges, in dem man die deutschen Erzeugnisse kaufte — von den Büchern bis zu den Blechwaren. Jetzt kann man das alles in Karlsbad oder in dem emporstrebenden Neudeck (nordgauisch, Gleichentwicklung mit dem obs. Aue) ebenso billig bekommen, ohne daß man Gefahr läuft, wegen der Waren, die zu einem guten Teil meist über die Grenze „gepascht“ wurden, *kondrwānd* (Konterbande) zu werden. Für das Aufbewahren der in JGSt. gekauften Waren bis zu einem der unerlaubten Ausfuhr günstigen Zeitpunkt hatte man ein besonderes „Kunst“wort: sie wurden bei einem guten Freunde *aiględ* („eingelegt“). Damit soll nicht gesagt sein, daß heute der Paschhandel völlig aufgehört hat. Er ist den jeweiligen Bedürfnissen der Grenzbewohner entsprechend noch im Schwange, und um ihn sammelt sich eine Menge von mundartlichen Wörtern: *baśn* (paschen, schmuggeln ist ganz unbekannt), dazu *baśrsdaiz* m. = Schleichweg der Pascher, *gren(d)sgārr* Grenzjäger (gegenüber dem unschönen amtlichen „Grenzaufseher“), *āsdę* anstehen (der Grenzjäger an bestimmten Orten zu bestimmter Zeit), *kondrwānd* (Konterbande) *wārn* = wegen Schmuggelei ertappt worden, *aigfęrd wārn* = zur Feststellung des Schmuggelfalles ins Zollamt geführt worden, *rucę* und *nwęrśafn* = die Paschware ein- oder ausführen. Welch breiten Raum das Paschwesen zur Zeit beschränkter Erwerbsmöglichkeit in den Köpfen der Grenzbewohner einnahm, zeigt die hübsche Erzählung bei Philippi S. 8 (s. Lit.): „Recht wohl tat mir in Wiesenthal die Gefälligkeit der Ortsbewohner, die ausführlich über alles, was ich nachfragte, Bescheid gaben. Dagegen durfte ich es denn auch nicht übel aufnehmen, daß mich ihre treuherzige Neugier über mancherlei auszuforschen suchte. Mein Fernrohr, bemerkten sie, hätte ich wohl der vielen Grenzaufseher wegen zu mir gesteckt, um ihnen von fern schon auszuweichen“. „Neueste Kunde“ S. 133: „Der Pasch- und Schleichhandel ist vorzüglich stark

an der österreichischen Grenze, wo eine Menge Dörfer sich zum Teil davon nähren.“ Auch die Dichtung hat sich den dankbaren Stoff, den ihr die Pascherromantik bot, nicht entgehen lassen. Von alten Paschersagen und Liedern sind noch dunkle Erinnerungen vorhanden. Ein Pascherlied, das auf die Erschießung eines Paschers bei JGSt. gedichtet ist, wurde von mir im Kalender für das Erzgebirge 1925, S. 30 f. der Öffentlichkeit übergeben. Leider bietet das Gedicht wegen des traurigen Inhalts nicht die Ma., sondern die Hochsprache.

Während der mit einem gewissen Schimmer der Romantik umkleidete Paschhandel nicht aussterben wird, solange es eine Grenze gibt, und so der Ma. an der Grenze mancher Ausdruck eigen ist, der den Maa. des Binnenlandes fehlt, besteht von einem anderen abenteuerlichen Gewerbe nur noch der Name: der Wildschütz *(wilb̥ṛdsbuf̥r)*[1]) gehört wegen des stark verringerten Wildbestandes schon fast der Sage an; im Bewußtsein des Volkes spielt er nicht mehr die Rolle wie ehedem, da man sich spannende Wilderergeschichten zu erzählen wußte, und der Erzähler vielleicht selbst ein Wildschütz war. Der Liebling des erzgebirgischen Volkes ist der sagenumwobene Wild- und Raubschütz Stülpner-*Kār(l)*[2]); mit größter Spannung wird auf dem Theaterzettel der hier und da noch auftauchenden alten erzgebirgischen Puppentheater die Ankündigung des Stückes vom Stülpner-Kar gelesen.

---

[1]) *wilb̥ṛd* stn. (mhd. *wiltbrāt, wiltbraete*) ‚Wild, lebendes, getötetes und zerlegtes‘. Assimilation des Dentals an den Labial: Philipp, Zw. Ma. § 49 β. Ma. *d* vor Labial zu *b*: GV. § 281, 2 b. Mhd. unbetontes $\bar{a} > o$, geschwunden vor silbenbildendem *r*: GV. § 152, 3. Schwund des mhd. *æ*: GV. § 270, 2 d β. Dazu *Kīdlwilbṛd* ‚Kittelwildbrett‘ = Frauenzimmer, Obs. Wörterb. II, 41.

[2]) Die Stube des Erzgebirgers wird noch heute mit dem Bilde des Stülpner-Kar geziert; vgl. zur Leidenschaft für Jagd „Neueste Kunde“ S. 69: „Die Bewohner des Hochgebirgs zeichnet ein unbezwinglicher Trieb zur Jagd aus. Von der voigtländischen Gränze an, bis weit in den linken Flügel des Gebirgs hinein, sind die Gränzdörfer mit Raubschützen angefüllt; und obschon des Wildes jetzt viel weniger geworden, sie auch nicht durch Dürftigkeit in der Regel dazu genöthigt werden, so können sie doch der Neigung nicht widerstehen.“

§ 24b. Für die entfernter wohnenden böhmischen Nachbarn hat JGSt. die Bedeutung als nächster reichsdeutscher Handelsplatz verloren, und dieser Einbuße ist es auch in erster Linie zuzuschreiben, daß der Jahrmarkt mit all seinem bunten Leben völlig eingeschlafen ist und infolge der veränderten Verkehrsverhältnisse nie wieder zum Leben erweckt werden wird. Mit dem Eingehen des Jahrmarktes ist ein guter Bestand an alten mundartlichen Wörtern der Vergessenheit zum Opfer gefallen. Die heutige Jugend kennt nicht mehr die *naigrošnbud* (aber *dy naigroš*, Plur. *dsee naigroš*; offenbar liegt im Plur. *grošn* eine Anlehnung an das obs. *Naigroschnbude* vor), in der man all die zur Schau gestellten Herrlichkeiten für *an naigroš* kaufen konnte. Die Kinder bekommen keinen *garmärg* mehr geschenkt, d. h. ein Geschenk oder ein kleines Taschengeld zur Feier des Jahrmarkts. Die heutige Jugend hat auch keine Gelegenheit gehabt, den *áušraimā* (Ausschreimann) kennen zu lernen; auch erfreut sie sich nicht mehr an der Bude des Mannes mit den erzgebirgischen Spielwaren, bei dem man alles Getier für den *barədisgardn* kaufen konnte. Zum Jahrmarkt gehörte auch ein *kašbrdeädy* und eine *raidšul*; beide Freunde der Kinderwelt verirren sich seit dem Eingehen des Jahrmarktes[1]) nur noch selten hier herauf. Am Schluß des Jahrmarkts wurde „abgebudet“ (*obudn* s. Obs. Wörterb. I, 2), und die fremden *margläid* zogen wieder ab. Dem feineren Empfinden mag das Eingehen des Jahrmarkts mit seinem derben Leben nicht bedauernswert erscheinen. In Wahrheit ist mit ihm, ganz abgesehen von dem Verluste für die Ma., ein gutes Stück alten Volkstums dahingeschwunden. Am Jahrmarkt kann man den Unterschied der Denkweise zwischen einst und jetzt am besten beobachten. Wer einen Jahrmarkt alter Art in JGSt. oder in irgendeiner anderen Stadt gesehen hat, weiß, wie wenig dazu gehörte, das Volk zu erfreuen. Für die Bewohner abgeschiedener Walddörfer war

[1]) Durch das Eingehen des Jahrmarktes hat auch eine Straßenbezeichnung, der Topfmarkt (*dehmarg*), ihren Sinn verloren, weil auf dem Platze keine Töpfe mehr feilgehalten werden.

der Jahrmarkt so gut wie andere Feste ein großes Ereignis und wegen seiner Seltenheit doppelt wichtig. An Stelle alter echter Volksbelustigungen sind heute sinnenerregende Vergnügungen getreten. Es sei nur auf den verderblichen Einfluß hingewiesen, den das Kino auf das Volksleben gewonnen hat; durch die bunte Fülle unwahrer Bilder verdrängt es das einfache Denken des Volkes und damit auch die Ma. Der einfachste Mundartler ist heute so verwöhnt, daß er für die Bilder und Lieder eines Bänkelsängers nur noch ein Lächeln übrig haben würde. Natürlich soll bei aller Vorliebe für das Alte und für die Ma. die Bedeutung des Films als Kulturverbreiter nicht übersehen werden.

§ 24c. Auf die große Bedeutung der bergmännischen Kultur für das Leben des gesamten Erzgebirges muß an verschiedenen Stellen dieser Arbeit immer wieder hingewiesen werden: der Bergmann ist der treueste Hüter der Ma. Leider gehört zu den alten Einrichtungen, die in JGSt. langsam dem Untergang geweiht zu sein scheinen, auch der Bergaufzug, der alljährlich am Fastnachtsdienstag unter großer Beteiligung der Bevölkerung stattfindet. Früher eilten die Bergleute aus dem weitesten Umkreise herbei, um an ihm teilzunehmen, und Hunderte vereinigten sich zu glänzender Parade; während des Krieges war er eingeschlafen und ist erst im vorigen Jahre wieder zum Leben erweckt worden. Die Bergknappen hatten ihren eigenen Marsch; er war völlig in Vergessenheit geraten und ist erst beim letzten Bergaufzug wieder gespielt worden (Zeichen der wiedererwachten Teilnahme für das Alte). Die altväterischen Weisen des Marsches und die altmodischen Kommandos sind dem strafferen militärischen Vorbilde angepaßt worden; ein Text zu dem alten Marsche ist im Volke noch bekannt:

Ids gin mr in dr magdsn (das Bergmagazin, fem.!);
asmr in dalr fol sub sub sub;[1])
sar dlān bregəl drīn
Wi n Rēwr Kār sar kub kub kub.[1])

[1]) Die Wiederholungen deuten auf die Kesselpauken der Bergkapelle hin.

Trio: *Sads rödhaus ā, sads rödhaus ā*
un regd n ars dsun kirχais na (Kommando für „Front", wobei das Rathaus anzusehen und der Rücken einem Bürgerhause [Kircheis] zuzuwenden war).

Die vielen Ausdrücke, die sich an den Bergaufzug (*bargaufdsug*) knüpften, geraten langsam in Vergessenheit; von ihm auf die allgemeine Ma. übertragen ist *sdagdlbrud* (Stöckchenbrut = lose Bande). Die Bergjungen kamen bei dem Bergaufzug zuletzt und trugen in Ermangelung der ihnen nicht zustehenden Barte (*bard*) des Häuers gewöhnliche Spazierstöcke. Wegen ihrer bekannten Ausgelassenheit wurde die Bezeichnung auch auf die übrige übermütige Jugend übertragen.

§ 24d. Ein Wort, das den Jüngeren nicht mehr geläufig ist, weil man den Brauch, mit dem es verbunden war, nicht mehr kennt, ist auch das *medulixdl* (Mettenlichtlein). Es war Sitte, daß jeder zur Christmette (am ersten Weihnachtsfeiertag früh um sechs; darauf erfolgte die Bescherung) sein eigenes Licht mit in die Kirche brachte und vor sich aufstellte. Seit Einrichtung der Gasbeleuchtung in der Kirche wurde das Mitbringen der Lichter unter großem Widerstande der Bevölkerung nicht mehr geduldet. Seitdem ist das *medulixdl* vergessen. Es spielte übrigens in den abergläubischen Vorstellungen des Volkes eine gewisse Rolle. Man hob es während des Jahres bis zum nächsten *medulixdl* auf. Hatten sich während seines Brandes recht viele Tropfen angesetzt, so galt dies als glückverheißend; fiel es um und erlosch, bedeutete dies den Tod.

§ 24e. Mit dem Eingehen der Hutweide (*hudwäd*) hat die Bezeichnung eines Wegs, *do kidrifd*, ihren Sinn verloren, überhaupt bedeutet das Verschwinden der Hutweide mit ihrem Drum und Dran nicht nur einen Verlust für die Ma., sondern eine Verarmung des Landschaftsbildes und eine Anpassung an die neue Zeit. Der *Kudlhuf*, Kuttelhof = Schlachthof (E. S. 105), wurde schon am Anfang des 18. Jahrhunderts

nicht mehr benutzt und lag bald als wüste Stätte da. Aber der Name erhielt sich, bis sich vor wenigen Jahren eine Fabrik darüber erhob.

§ 25. Eindringen neuer Wörter. Diesem großen Aussterben altheimischer Wörter, deren sich noch eine große Menge beibringen ließe, geht zur Seite ein Aufkommen neuer Wörter, die mit den vielen neuartigen Dingen der Neuzeit zugleich mit in den Ort und die Ma. eingeschleppt werden. Da wir im Zeitalter der Maschine leben, so ist natürlich in einer Stadt mit lebhafter Industrie die Maschine die Ursache dauernden Wechsels und ständiger Neueinführungen; jede der durch Industrie und Technik eingeführten Neuerungen lernt der Arbeiter nicht nur zu gebrauchen, sondern auch in seiner Ma. zu benennen. Die alten Beleuchtungsquellen, das *rœ̄l* (Rüböl) und das *insld-lixd* (Unschlitt-Licht) werden vom Petroleum (echt mundartlich *ārdel*) verdrängt; dann kamen *gās* (masc.!) und elektrisches Licht (*elégdris*). Heute versteht jeder das Telephon (*delofú* nach der Regel, daß die Endungen aller Fremdwörter auf *on* zu *ū* werden) zu benutzen. Auch das *rādiō* hat natürlich hier seine Freunde gefunden. Diese Beispiele bedürfen keiner weiteren Fortsetzung; nur soviel sei gesagt, daß der Erzgebirgler von heute, also auch der Bewohner von JGSt., ein moderner Mann ist, der sich die Fortschritte und die neuen Erfindungen viel schneller aneignet, als die Alten es getan haben. Und wenn er die Erfindungen der Neuzeit in seine Ma. übersetzt oder durch „Volksdeutung“ umwandelt, so ist das kein Zeichen von geistiger Rückständigkeit.

§ 25a. Die vielen neuen Wörter, die der Krieg mit sich gebracht hat, sind durch die Soldaten und durch die Zeitungen in die Ma. gekommen; auch sie kennt seitdem, wie wohl alle Maa. in Deutschland, die Brotmarke, die Liebesgabe, das Anstehen u. a. m. Auch die in der dem Kriege folgenden Zeit geprägten Schlagwörter haben sich in der Ma. eingebürgert.

§ 25b. Sport. Der Sport, der hier wie überall in Deutschland, großen Aufschwung genommen hat, und von

dessen vielen Zweigen als besondere Art für JGSt. der Wintersport zu nennen ist, hat der Ma. eine Menge von neuen Wörtern zugeführt. Heute ist kein Kind in JGSt. ohne *šku:r* (Ma. besser *šnešu*); es bedient sich der Kunstausdrücke des Schneelaufs so gut wie der gewiegteste Sportsmann. Ein gutes Beispiel dafür, wie der Ma. allmählich ein Wort untergeschoben wird, das ihr ursprünglich fremd ist, bietet das Wort Sprunghügel. ‚Hügel' ist der Ma. fremd, sie kennt nur *hu:l* (mhd. *hübel*); durch den Wintersport wurde der Sprunghügel eingeführt und lebt in der Ma. noch in zwei Formen: *šbrughu:l* und *šbrughigl*; die letzte Form wird die alte echte bald verdrängt haben. Auf den Einfluß der fremden Wintersportgäste wird die Einführung des Warnungsrufes „Vorsicht" zurückgehen; er ist heute bei den Kindern nur in dieser Form, nicht in der Ma., gebräuchlich. Bis vor wenigen Jahren kannte man nur ein langgezogenes „*a:us!*". Solche Beobachtungen führen zu der Annahme, daß der Fremdenverkehr doch die Ma. einer Gegend beeinflussen kann. Im Oberharz z. B., wo ich mich zum Studium der erzgebirgischen Sprachinsel einige Zeit aufhielt, wurde mir immer wieder erklärt, man enthalte sich im Verkehr mit Fremden der Ma., weil sie nicht „fein" sei. In weiteren Kreisen erregte vor einigen Jahren die Verdrängung eines alten mundartlichen Ausdruckes durch eine neuzeitliche Einführung einiges Aufsehen. Als die „Rodel"schlitten eingeführt wurden — sie kamen wohl aus dem Riesengebirge — kam zugleich mit ihnen das Wort „rodeln" auf und begann das einheimische Ruscheln[1]) zu verdrängen. Es fehlte damals (gegen 1900) nicht an Pressestimmen, die sich für das alte „Ruscheln" einsetzten (s. ‚Glück Auf' 28, 14. Obs. Wörterb. II, S. 376). Das alte Wort hat sich zwar wacker erhalten, aber das neue ist auch da; seine Einführung und Verbreitung wird durch Anzeigen der Geschäfte und Verordnungen der Behörden kräftig gefördert.

---

[1]) *rūšln* = mit Kinderschlitten fahren. GV. § 4, 5 nennt es „ruscheln" auf dem Eise; dafür JGSt. *dšinrn* (mhd. *schinern*), s. Obs. Wb. II, 429.

§ 26. Fremdwörter in der Ma. In diesem Zusammenhange sei auch der Fremdwörter gedacht. Man hat dem Erzgebirgler eine besondere Vorliebe für Fremdwörter nachgesagt; diese Meinung über ihn kann man in allen Darstellungen, die sich mit dem Bewohner des Gebirges befassen, finden. Doch liegt hier ein Irrtum und eine Übertreibung vor, die besonders durch die Ma.-Literatur großgezogen worden ist, indem sie den die Fremdwörter falsch gebrauchenden Mundartler zur billigen Zielscheibe ihres Spottes machte. Natürlich wendet der Erzgebirgler (= JGSt.) viele Fremdwörter an und verdreht sie noch obendrein durch die Umdeutung, die er ihnen gibt, wenn er sich nicht mit der bloßen Übertragung in den Lautstand seiner Ma. begnügt. Aber woher hat er diese Fremdwörter? Doch nur aus der Hochsprache, in deren Bereiche einst die Verwendung möglichst vieler Fremdwörter für vornehm galt. Durch die enge Berührung mit sozial höher stehenden Schichten infolge irgend eines Dienstverhältnisses schnappte der Mann der Ma. so manchen Brocken auf, den er dann in seinem Sinne verwandte und weitergab. In der älteren Mundartliteratur sind z. B. sehr häufig zu finden *dɔ Wenɣ wed* Menuett, das *salfédl̥* die Serviette und als Redensart *mid salfanɔ dɔ sõɣ* mit salva venia zu sagen. Auch die Behörden haben der Einführung von Fremdwörtern Vorschub geleistet. Wie nun die Ma. in der Entwicklung gegenüber der Schriftsprache zurückgeblieben ist, so marschiert sie auch in ihrem Verhältnis zu den Fremdwörtern hinter der Schriftsprache her. Das Hochdeutsche hatte eine Zeit der besonderen Vorliebe für französische Fremdwörter; in mühevoller Arbeit hat man es zwar von den französischen Eindringlingen leidlich gesäubert, aber an deren Stelle sind andere getreten, die englischen Fremdwörter; diese sind durch die uns unbewußt immer mehr beherrschenden englischen Sitten und Gebräuche mit eingeschleppt worden. Die Ma. befindet sich noch in der französischen Zeit, sie kennt noch das Billet *bilédl̥* für Fahrkarte, Theaterkarte, das *kubé* in der Eisenbahn, dem Perron *bərú*. Sogar das im Hochdeutschen ganz

unterdrückte Adieu hört man noch als *hadχ̃*. Daß sich auch der in die Schriftsprache ganz unsinniger Weise eingeführte Chauffeur als *šaufér* (*au* nicht *o*) in der Ma. einen festen Platz erobert hat, versteht sich von selbst.

§ 27. Sprechtempo. Um das Bild der Veränderungen, denen die Ma. ausgesetzt ist, noch zu vervollständigen, möchte ich dem Gesagten eine Erscheinung hinzufügen, die mir bei meinen Beobachtungen auffiel, und die nach meiner Ansicht für die Veränderung der Ma. mit verantwortlich gemacht werden muß. Es ist das beschleunigte Leben unserer Zeit. Die Vergangenheit hatte viel Zeit, sie war gemächlich und nahm sich Zeit beim Sprechen. Ich glaube nicht, daß das langsame Sprechen, das ich bei alten Leuten bemerkte, nur auf das Alter zurückzuführen ist; es kann vielmehr eine Gewohnheit aus der Jugend vorliegen. Mit dem rascheren Leben der Neuzeit hängt auch die ganze Veränderung der Arbeitsweise zusammen. Die Bergarbeit war früher schwer und hart; das Erklettern der Fahrten beim Ausfahren aus den tiefen Schächten mag auf die Atmungs- und Sprechwerkzeuge eingewirkt haben, ebenso das fortgesetzte Arbeiten mit Schlägel und Eisen. Heute ist das alles weggefallen. Von den anderen Berufen weiß ich aus mündlicher Überlieferung, daß die Stellmacher die Buchenklötze selbst zersägten, heute verrichtet die Maschine diese Arbeit. Bis tief in die sinkende Nacht hinein schnitten die Tischler mit besonders eingerichteten Sägen Fourniere, daß sie vor Schweiß trieften. In einer Schmiede der Nachbarschaft habe ich in meiner Jugend gesehen, was Handarbeit bedeutet; der junge Meister, der jetzt in der Schmiede tätig ist, hat es besser als seine Vorfahren: in der ganzen Schmiede stehen überall elektrisch betriebene Maschinen umher. Auch in den Fabriken hat sich das Tempo der Arbeit immer mehr beschleunigt. Die Arbeit selbst ist zwar durch die Maschine immer mehr erleichtert worden, aber dafür kennt man jetzt die Akkordarbeit, und der Arbeiter muß sich nach der schnellen und unermüdlichen Maschine richten. Selbst den vertrauten Takt des Dreschflegels hört man kaum mehr. Der Landwirt

hat die Dreschmaschine, die ihm die schwere Arbeit des Dreschens abnimmt, ihn selbst aber zwingt, aufzupassen und schnell zu sein. Bäcker, Fleischer und alle anderen Handwerker haben Maschinen, die die frühere Schwere der Arbeit durch Schnelligkeit ersetzen. Und wie sich die ganze moderne Menschheit durch die neuartige Umwelt in einer Weise umstellt, die wir vielleicht noch gar nicht recht begreifen können, so müssen auch bei Veränderung des Sprechtempos neuzeitliche Einflüsse irgendwelche Rolle spielen. (Vgl. Bremer, Deutsche Phonetik 1893, § 10—12.)

Erhaltung der Ma. und Ausblick in die Zukunft.

§ 28. Zusammenfassung. Erhaltung der Ma.? Aus dem bisher Gesagten ergibt sich für die Beurteilung des Zustandes der Ma. von JGSt., wie er heute ist, folgendes Bild: Durch die gewaltige Steigerung des Verkehrs, durch die veränderten Lebensbedingungen und das damit in Verbindung stehende Zurückweichen des alten Volkstums, sowie durch das Vordringen einer neuen Ma., des sog. Obersächsischen, ist die Ma. von JGSt. einer immer mehr um sich greifenden Zersetzung ausgesetzt. Bei solcher Lage der Dinge fragt sich der Freund der Ma.: Sind denn gar keine Kräfte vorhanden, die dem Verfall der Ma. entgegenwirken? Soll sie wirklich ganz dem Untergang geweiht sein? Diese Fragen gilt es im Folgenden zu beantworten.

§ 29. Bewußtsein der Bodenständigkeit. Die Lage der Stadt auf der Höhe des Gebirges schützt die Ma. wenigstens etwas; sie ist dadurch dem Einfluß größerer Städte entzogen. Eine besondere örtliche Eigentümlichkeit ergibt sich aus der Lage von JGSt. inmitten eines ausgedehnten Waldgebietes; wir dürfen sie für die vorliegende Untersuchung nicht gering einschätzen. Der Bewohner von JGSt., gleichviel ob reich oder arm, lebt und stirbt für „seinen“ Wald. Wer keinen Grundbesitz hat und so in anderen Gegenden der sozial und kulturell schweren Schaden für das Volkstum bringenden Ent-

wurzelung vom Mutterboden preisgegeben sein würde, findet hier vollen Ersatz, und durch Vereinigung von Berg, Wald, Schnee ist für den Bewohner das geschaffen, was er seine Heimat nennt[1]). So merkwürdig es klingen mag: die ungeheuren Schneemassen, die in anderen Gegenden Entsetzen hervorrufen würden, gehören hier oben zum Heimatbegriff, und ein Winter ohne Schnee ist für den Bewohner von JGSt. (WE.) kein Winter. Die Zähigkeit, mit der man den Unbilden der Witterung trotzt, ist entgegen allen störenden Einflüssen von außen auch der Ma. zugute gekommen. Die Leute auf dieser Höhe sind sich dessen wohl bewußt, daß sie auf einem besonderen Stückchen Erde wohnen; sie wissen heute, daß ihre Ma. zu den Bergen gehört und daß sie etwas Besonderes ist. Sie schämen sich ihrer nicht mehr,[2]) und der Trieb zum „Feinsprechen" hat keine Macht mehr über sie. Denn nachdem in unserer Zeit allenthalben der geschichtliche Sinn wieder erwacht war, weil man nach so vielen Verlusten am Volkstum erst einsah, was man verloren hatte, ließ man auch der Ma. die gebührende Beachtung zuteil werden, und die Zeiten des Bildungsdünkels, in denen der Gebildete und Ungebildete aller Stände der Ma. nur mitleidiges Wohlwollen entgegenzubringen gewohnt war, sind vorbei. Mit ihnen verschwand auch die Furcht, als rückständig zu gelten, wenn man sich der Pflege der Ma. widmete oder Verständnis für das Volkstümliche zeigte. Heute ist an die Stelle dieser beklagenswerten Erscheinungen bei dem Gebirgler das Bewußtsein getreten, daß er eine Eigenart in seiner Ma. aufzuweisen

[1]) Vgl. „Neueste Kunde" S. 67: „Als etwas Eigenthümliches müssen wir die Anhänglichkeit dieses Bergvolks an sein Geburtsland, und die Sehnsucht nach demselben, wenn es seine Bewohner verließen, erwähnen, und es ist merkwürdig, daß bei allem Elend, und bei aller Hungersnoth, welche hier zu verschiedenen Zeiten geherrscht, doch nie Auswanderungen aus einem Lande erfolgt sind, welches Gegenden zählt, in welchen über 12000 Menschen auf der Quadratmeile leben." [Die enge Verbindung mit der Natur hat auch bewirkt, daß hier in aufgeregten Zeiten schwere Rohheitsvergehen nicht vorgekommen sind.]

[2]) Vgl. Lang, Zsch. Ma. § 7: *se woln siχ am anim̥ fərolwɔ̯n lo⁸n̥* (sie wollen sich eben auch nicht mehr veralbern lassen).

hat, die ihn von dem „Niederländer“ (also Obersachsen) scheidet.

§ 30. Mundartliches Schrifttum. Als eine gute Stütze der Ma. hat sich ihr Schrifttum erwiesen. Fast jeder Ort des WErzgebirges hat seinen Dichter, und in allen Tageszeitungen erscheinen Geschichten und Gedichte in erzgebirgischer Ma. Besonders die Zeitschrift des Erzgebirgsvereins, der „Glückauf“, ist seit seinem Bestehen der Hort mundartlicher Literatur. Allerdings dringen die hier veröffentlichten Erzeugnisse der Mundartdichtung nicht in die breitere Masse des Volkes, weil sich der Erzgebirgsverein immer mehr dem eigentlichen Volksleben entfremdet hat und ein Verkehrsverein geworden ist. Immerhin kann man dem im „Glückauf“ geborgenen Gut an Ma.-Literatur großen sprachgeschichtlichen und volkskundlichen Wert für die Zukunft voraussagen. An sich hat die gesamte Mundartliteratur des Erzgebirges,[1]) abgesehen von einigen Perlen, wenig künstlerischen Wert: die niedere und niederste Komik ist ihr Feld, auf dem sie sich mit breitem Behagen tummelt. Sollte sich ein wirklicher Dichter nicht auch einmal an die Behandlung eines ernsten Stoffes in erzgebirgischer Ma. heranwagen? Daß die Ma. fähig ist, ernste Gedanken in ihr Gewand zu kleiden, zeigt die Mundartprobe I, S. 111.[2])

[1]) Hierin unterscheidet sich das Erzgebirge nicht von anderen Landschaften; auszunehmen ist das niederdeutsche Sprachgebiet.

[2]) Natürlich möchte die Ma.-Literatur humoristisch sein. Über den Humor und über die platte Verwechslung des Komischen mit dem Humor in der Literatur vgl. Schopenhauer W. a. W. u. V., II. Band: Ergänzungen zum I. Buch, Kap. 8: Zur Theorie des Lächerlichen (Herausgeb. Dr. Heinrich Schmidt, Kröners Volksausgabe). S. 56: „Denn näher betrachtet, beruht der Humor auf einer subjektiven, aber ernsten und erhabenen Stimmung, welche unwillkürlich in Konflikt gerät mit einer ihr sehr heterogenen, gemeinen Außenwelt, der sie weder ausweichen, noch sich selbst aufgeben kann; daher sie, zur Vermittelung, versucht, ihre eigene Ansicht und jene Außenwelt durch dieselben Begriffe zu denken, welche hierdurch eine doppelte, bald auf dieser bald auf der anderen Seite liegende Inkongruenz zu dem dadurch gedachten Realen erhalten, wodurch der Eindruck des

Eine sehr gut gelungene und von feiner Beobachtung zeugende Schilderung haben wir in der Erzählung „N Ward sei Sängerraas nooch Hamborg“ aus der Feder des ehemaligen Schuldirektors Röder; er hat in JGSt. als Dichter und Sänger des Erzgebirges jetzt ein Denkmal als einziger von den vielen, die sich in der Mundartdichtung versucht haben.

§ 31. Anton Günther als Wiedererwecker des erzgebirgisches „Volks“liedes. Ein unbestreitbares Verdienst um die Mundartdichtung des Erzgebirges hat sich der Liederdichter Anton Günther erworben. Vor seiner Zeit war das alte erzgebirgische Lied völlig in Vergessenheit geraten[1]); es war den „Schlagern“ der Neuzeit und den Volksliedern, die als Gemeingut des deutschen Volkes in der Schule gelernt werden, gewichen. Durch die Kunst Anton Günthers ist dies anders geworden. Seine Lieder erklingen nicht nur auf den Höhen des Gebirges, sondern auch im Niederlande, in den großen Städten, kurz, überall dort, wo sich eine Landsmannschaft der Erzgebirgler zusammenfindet, um in Treue der Heimat zu gedenken. Das Erzgebirge hat wieder einen Volksgesang: Anton Günther hat ihn zu neuem Leben erweckt. Was oben im allgemeinen von der Mundartliteratur gesagt

---

absichtlich Lächerlichen, also des Scherzes entsteht, hinter welchem jedoch der tiefste Ernst versteckt ist und durchscheint“, und S. 57: „Daß heutzutage in der deutschen Literatur ‚humoristisch‘ durchgängig in der Bedeutung von ‚komisch‘ überhaupt gebraucht wird, entspringt aus der erbärmlichen Sucht, den Dingen einen vornehmeren Namen zu geben, als ihnen zukommt, nämlich den einer über ihnen stehenden Klasse.“

[1]) „Neueste Kunde“ S. 68: „In einigen Gebirgsgegenden des Landes scheint eine Anlage zur Dichtkunst statt zu finden, und obschon meist unbemerkt, blüht doch nicht selten in der Stille einsamer Thäler, oder auf der Höhe freier, sonniger Berge, ein Dichtertalent auf, das wohl würdig wäre, ermuntert und gebildet zu werden. Die meisten Beispiele hiervon giebt die Gegend von Annaberg; doch finden sich auch Spuren im Voigtlande und der Ober-Lausitz. Bei weitem die meisten Lieder jener Naturdichter sind in der Mundart des Landes und werden gern von Bauerbuben, Berg- und Hüttenleuten, Hirten und Spitzenklöpplerinnen gesungen, obschon eine falsche Schaam sie den Reisenden gebildeterer Sprache zu verhehlen pflegt“.

worden ist, gilt allerdings auch für einen Teil der Lieder Anton Günthers. Nicht immer ist ihm ein glücklicher Wurf gelungen, und nicht immer fließt der Dichtung reinster Quell aus seinen Liedern. Darum werden sie auch nicht alle gesungen; im Verhältnis zu der Fülle, mit der er uns überschüttet hat, ist die Zahl der „gangbaren" Lieder gering. Das Volk hat sich ausgewählt, was ihm gefiel. Dieser kleine Bestand von etwa 25 Liedern, die den Liedern Koschats ebenbürtig sind, bilden ein festes Band, das heute alle Erzgebirger vereinigt, und man kann diesen Liedern unbedenklich den Ehrennamen „Volkslieder" beilegen. Die Stimmung der Lieder ist meist gefällig-heiter, aber auch tiefernste Töne weiß der Dichter aus der Ma. herauszulocken (vgl. Mundartprobe II. S. 113).

Neben Anton Günther hat sich der Plattner Dichter H. Soph mit einigen ansprechenden Liedern einen Namen gemacht. Aus den in Druck gegebenen Liedern beider Dichter ist wegen des Fehlens der phonetischen Schreibweise kein deutliches Bild von ihrer Ma. zu gewinnen. Gesungen und gesprochen werden die Lieder in der dem Einzelnen vertrauten Ma. des Verbreitungsgebietes; in JGSt. singt man sie also nach der Ma. von JGSt.

Dringen Lieder aus dem Kreise des WE. in das benachbarte obersächsische Sprachgebiet, so verlieren sie bald das Kleid der heimatlichen Ma., entweder nehmen sie dann das Obs. ganz an, oder es entsteht eine wunderliche Sprachmischung von WE. und Obs. Das berühmte Gedicht vom *fuglbarbām* ist nicht nur nach Obersachsen, sondern sogar in die Welt gewandert; in Obersachsen wird es als Lied vom *forlberbom* gesungen.

§ 32. Der geistigen und wirtschaftlichen Regsamkeit des Erzgebirglers entspricht es, daß neben den genannten, zu größerem Ansehen gelangten Dichtern eine große Zahl anderer Mundartdichter auf den Plan getreten ist, deren mehr oder weniger gelungene Erzeugnisse, soweit es sich um Lieder handelt, als Ansichtspostkarten in den Handel gebracht worden sind. Vielleicht weist das Erzgebirge von allen Ma.-gebieten den reichsten Schatz an Liedern auf, und die Lust

des Erzgebirgers an Musik und Gesang mag neben dem Geschäftssinn die große Zahl der mundartlichen Postkarten erzeugt haben. Im Oberharz z. B. gelang es mir nicht, nur eine einzige Mundartpostkarte aufzufinden.

§ 33. Bewußte Pflege des Volkstums. Nachdem von den wahren Freunden des Vaterlandes die Gefahren erkannt waren, die dem Volkstum heute drohen, und nachdem man den „Heimatschutz“ — leider zu spät — ins Leben gerufen hatte, blieben örtliche Bestrebungen mit gleichen Zielen nicht aus. Man gründete Vereine zur Pflege des Heimatgedankens. In JGSt. entstand der „Schnitz- und Krippenverein“ als Hüter und Pfleger der Ma.

Das Schnitzen als Broterwerb oder als Äußerung künstlerischer Neigungen ist bei der Bergbevölkerung seit alter Zeit zuhause; man brachte es in dieser Kunst hier oben zu großer Fertigkeit. Die langen Winterabende vor Weihnachten werden von der „halben“ Stadt mit Schnitzen und Basteln ausgefüllt. Man baut und schnitzt bewegliche Nachbildungen der Geburt Christi, einer Bergparade, eines Pochwerks u. dgl.[1]) Alle diese Kunstwerke sollen zu Weihnachten im hellem Lichterglanze erstrahlen; sie, und nicht der Christbaum, sind das alteinheimische Weihnachtsgerät des Erzgebirglers. In keinem Gau Deutschlands, demnach auch in keiner Gegend der Welt wird das Weihnachtsfest mit einer solchen Verschwendung von Lichtern gefeiert wie im oberen Erzgebirge; man begnügt sich nicht damit, nur die Stube festlich zu beleuchten, sondern

[1]) Schiffer und Seeleute, die auch gerne schnitzen, fertigen meist Nachbildungen von Schiffen an; vgl. auch C. G. Wild S. 144f.: „Während der ganzen Adventzeit arbeitet und schnitzt der fleißige und speculative Bergmann an allerlei mechanischen Spielereien, welche meistentheils allerlei Modelle des Bergbaues sind und ihm manchen Schweißtropfen kosten. Diese verkauft er nun entweder, damit er Feiertagsgeld habe, oder er illuminirt sie zur Freude seiner Familie am heiligen Abend. So findet man hölzerne Steiger, in deren Bauche man ein ganzes, wohllöbliches Bergamt mit den Köpfen nickend Session haltend sieht; überbaute 4—5 Stock hohe Pyramiden, wo man das ganze Bergbauwesen, auch die Eisenhammer, Wasserkünste in völligem Gange sieht u. d. gl. m.“

man stellt brennende Leuchter auch ins Fenster[1]). Ein nachdenklicher Mann, mit dem ich über diese Lichtfreude des Erzgebirgers sprach, brachte sie mit der langen Arbeit des Bergmanns im dunklen Schacht in Verbindung: einmal will auch der Bergmann das Licht sehen. Die „Krippen", ursprünglich nur Nachbildungen der Geburt Christi, werden von Jahr zu Jahr vergrößert; immer neue Bilder aus den Erzählungen der Bibel und aus dem Bergmannsleben kommen hinzu, so daß die allmählich entstehenden Kunstwerke fast die Hälfte der bescheidenen Wohnstube des Erbauers ausfüllen. Man schnitzt aber nicht nur für sich allein im engen Familienkreise, sondern man vereinigt sich auch gesellig zum Bau einer größeren Krippe. Die Mitglieder des genannten Krippenvereins haben in erstaunlich kurzer Zeit eine Krippe gebaut, die uns neben ihrem Werte als Kunstwerk eine um so größere Bewunderung abringen muß, wenn wir hören, daß es einfache

---

[1]) Man stellt geschnitzte Bergmannsleuchter oder sogenannte Schwibbogen ins Fenster. Diese Schwibbogen (in der Volksdeutung *Śmidbœŋ*) sind eine Eigentümlichkeit von JGSt., die imübrigen Gebirge kaum bekannt ist. Wahrscheinlich ist das Bogenmotiv von der Wölbung des Bergwerkstollens hergenommen; vielleicht hat auch der Friedensbogen des alten Testamentes das Vorbild abgegeben (1. Mos. 9, 13). Der Kreisbogen ist mit Lichtern besteckt und das Innere des Kreises mit meist durchscheinenden Bildern aus dem Bergmannsleben ausgefüllt. In der Kirche von JGSt. spannt sich zur Weihnachtszeit ein solcher Bogen über das ganze Kirchenschiff und erstrahlt zur ‚Metten' im Glanze Hunderter von Kerzen. Das Bogenmotiv ist, nach den Jahreszahlen auf alten Stücken zu urteilen, sehr alt; früher waren diese nur aus Holz, heute werden sie auch in Eisen als Erzeugnisse der Schmiedekunst hergestellt. Es ist natürlich, daß diese kleinen Kunstwerke Stadtkindern in der Fremde und Fremden selbst sehr gefallen: jeder möchte einen solchen Bogen auf seinem Weihnachtstisch haben. Es liegt jedoch nicht im Sinne des jetzigen Herstellers (des Herrn Schmiedemeisters C. Teller) und überhaupt aller Heimatfreunde, diese eigenartigen und volkstümlichen Stücke zur Marktware herabzuwürdigen. Um die in unserer „geschäftstüchtigen" Zeit mögliche Gefahr einer fabrikmäßigen Herstellung zu beschwören und die damit verbundene Ver schleppung einer altheimischen Eigenart nach außen hin zu verhindern, hat Herr T. seine handgeschmiedeten Bogen (s. Abbildung auf S. 121) unter gesetzlichen Schutz gestellt (D. R. G. M. 897 951 u. Ausl. R).

Leute, Bergleute und Handwerker sind, die das alles neben ihrer Arbeitszeit in langen Winternächten geschaffen haben. Dazu bewegen sich alle Figuren, die Krippe ist „lebendig“ (*lāwándiχ*). Niemand wird behaupten, daß die geistigen Fähigkeiten dieser einfachen Mundartler hinter denen „gebildet“ Sprechender zurückstehen.

An den Schnitzabenden wird nicht nur geschnitzt, sondern man ruft auch die alten Weihnachtsgebräuche wieder ins Leben. Geschichten in der Ma. werden erzählt oder vorgelesen, ja man sucht alte Lieder zusammen, von denen hier und da noch Reste vorhanden sind[1]). Bewußt wird hier also die Eigenart erhalten und die Ma. gepflegt. An solchen Abenden kann man sogar Erörterungen über die Frage hören, wie irgendein Satz oder ein Wort in der Ma. zu lauten hat. Das Bewußtsein für das Richtige ist noch vorhanden und wird auch erhalten (vgl. GV. § 3, 4). Die Schnitzer treten mit ihrer Kunst auch an die Öffentlichkeit und veranstalten neben der Ausstellung ihrer Kunstwerke Abende, die der Pflege der Ma. gewidmet sind. Ihr Wirken bedeutet demnach für die Ma. eine feste Stütze.

Dem wiedererwachten Heimatgefühl ist es auch zu danken, daß die längst vergessenen Hutzenabende (*hudsnomd*, Obs. Wb. I, 551 belegt nur für WE. und Vogtland, nicht aber für östl. E.) wieder eingeführt worden sind. Sie sind eng mit den Spinnstubenabenden anderer Gegenden verwandt und unterscheiden sich von ihnen nur durch die andere Art der Beschäftigung: Während man wo anders spinnt, klöppeln im Erzgebirge die Mädchen an diesen Abenden. Das Leben und Treiben an den Hutzenabenden alter Zeit mag genau wie das der Rockenabende manchen griesgrämigen Behörden wegen seiner urwüchsigen Ausgelassenheit ein Ärgernis gewesen sein; man verbot diese Zusammenkünfte der Jugend, und so kamen sie außer Brauch. Heute veranstaltet man öffentliche Hutzenabende, diese sind

[1]) Das Verbreitungsgebiet eines alten Liedes, des ‘Heiligomdliedes’, müßte m. E. innerhalb der Mundartgrenzen liegen. Das Lied ist zuerst abgedruckt bei Lindner, a. a. O. 1. Heft, S. 52.

nicht mehr nur eine Angelegenheit der Jugend, und es geht auf ihnen recht ehrbar zu. Für die Ma. hat das Wiedererstehen des alten Brauches dieselbe Wirkung wie die Schnitzabende: man erzählt Geschichten in der Ma. und singt heimische Lieder, und so mancher, der sonst mit Rücksicht auf seine soziale Stellung die Mundart meidet, entpuppt sich hier als eifriger Mundartler.

§ 34. Zukunft der Ma. Demnach ist als Gegenkraft gegen die schädlichen Einflüsse der Gegenwart die bewußte Pflege der Ma. zu buchen. Es ist zu hoffen, daß sich die Ma. in JGSt. und im oberen Erzgebirge noch lange erhält, und daß es mit ihrem völligen Untergang noch gute Weile hat. Als Trost für den Freund der Ma. diene zu all dem Gesagten noch ein Hinweis auf die Schriftsprache, die auch trotz aller Pflege von seiten mächtiger Freunde der Veränderung unterworfen ist, obwohl sie infolge ihrer viel strengeren Gesetzmäßigkeit größeren Widerstand leisten kann als die Ma. Eine bestimmte Voraussage über das Schicksal der Ma. in der Zukunft vermögen wir selbstverständlich nicht zu geben; wir können nur aus den Lehren, die uns die Vergangenheit gibt, für die Zukunft Vermutungen anstellen. Wie der Mensch allzusehr geneigt ist, als Lobredner der Vergangenheit das Geschehen seiner Gegenwart ungerecht zu beurteilen und nur in der Vergangenheit das Gute und Echte finden zu können glaubt, so ist auch der Freund der Ma. zu leicht bereit, bei Betrachtung der Einbuße, die seine Ma. während seiner Erinnerung erlitten hat, gleich auf den nahen Untergang derselben zu schließen. Als Beweis, daß wir hierin nicht allzu schwarz sehen dürfen, seien die Worte eines Freundes des Erzgebirges (Dr. Aug. Wildenhahn, s Lit.) angeführt, die er vor 75 Jahren seinen „Erzgebirgischen Dorfgeschichten“ vorausschickt. Der Verfasser beklagt sich über das Zurückgehen der alten Sitten und Gebräuche, er will innerhalb von 20 Jahren eine tiefgehende Veränderung beim Erzgebirgsvolke wahrgenommen haben. Wenn sich die Entwicklung weiterhin so schnell vollzogen hätte, wie es uns der Verfasser der erzgeb.

Dorfgeschichten schildert, dann müßte es heute längst keine alten Gebräuche und auch keine Ma. mehr geben. W. schreibt im Jahre 1847: „Und wie gern zog ich hinauf in die lieben Berge! Wie hatte ich die Leute so lieb, die in stillen, einfachen, nach allen Seiten hin zerstreuten Hütten wohnten! Die patriarchalische Gastfreundschaft, die herzlichste Gutmüthigkeit, die lauterste Einfalt in Sitten und Gebräuchen die aufrichtige, wahrhaft kindliche Frömmigkeit, die untrübbare Zufriedenheit und das stille, häusliche Glück bei aller Armuth, — das war es besonders, was mir so unbeschreiblich wohlthat, wenn ich da oben in den Städten und Dörfern herumstreifte, und mit den Leuten verkehrte". 20 Jahre lang trägt W. in der Fremde dieses Bild der Heimat im Herzen, und als er sich aufmachte, die „alte trauthe" Heimat wiederzusehen, da „zog er mit Freude aus, aber mit Trauer kehrte er wieder heim". „Ein anderes Geschlecht und ein anderer Sinn war daselbst heimisch geworden . . . die fromme, herzliche Gemüthlichkeit war entflohen; der zernagende, zerstörende und zerfressende Geist der Zeit hat auch dort unter dem stillen, zufriedenen Volke seinen Wirkungskreis gefunden . . . Und wenn ich auch hier und da noch einige Überbleibsel des alten erzgebirgischen Charakters auffand, es waren doch nur die letzten Nachzügler, die Todtengräber einer vergangenen Zeit".

Ergebnis des ersten Teiles:

Die Ma. von JGSt. erhält den Lautstand fester als den Wortschatz; dieser wird durch das kräftige Einwirken der Neuzeit allmählich geändert. Dem Einfluß des Obersächsischen kann sich die Ma. zwar auf die Dauer nicht entziehen; aber wegen der abseitigen Lage der Stadt und infolge bewußter Pflege der Ma. wird das Obersächsische den Sieg in absehbarer Zeit nicht davontragen.

II. Teil.

Die Mundart der Nachbarorte

(siehe Karte).

§ 35. Uber die Ma. der im Norden und Osten von JGSt. liegenden benachbarten Ortschaften kann kurz hinweggegangen werden; sie gehören, wie JGSt. selbst, zum Kerngebiete des WE.[1]) und wegen der gemeinsamen Besiedelungsgeschichte (bergmännische Besiedelung der 3. Periode) sind wesentliche Unterschiede nicht zu erwarten. Bemerkenswert ist, daß Oberwiesental, genau östlich von JGSt. und 18 km entfernt, durch einen einspringenden böhmischen Grenzzipfel von JGSt. getrennt ist; der an sich geringe Verkehr wird völlig aufgehoben, wenn die Grenze gesperrt ist. Verkehr mit Oberwiesental pflegen nur Wanderer und Schneeschuhläufer; Handelsbeziehungen bestehen nicht. Ein anderer, nordöstlich von JGSt. liegender Ort, Rittersgrün, wird von JGSt. aus kaum aufgesucht; die Zwecklosigkeit eines solchen Besuches meint vielleicht der alte Kinderreim:

„wū māxsdn hī?“	„Wo machst denn hin?“
„nōx Ridṛšgrī“.	„Nach Rittersgrün.“
„wos māxsdn drausn?“	„Was machst denn draußen?“
„midsn mausn.	„Mützen mausen.“

Geringer Verkehr wird mit Breitenbrunn unterhalten. Die Einwohner dieses Ortes besorgen ihre Einkäufe meist in Schwarzenberg; allerdings gehört der Ort zum Gerichtsbezirk JGSt. Würde man von JGSt. aus in gerader Linie nach Westen gehen, so käme man erst nach einer vierstündigen Wanderung durch reines Waldgebiet wieder an einen Ort. Es ist dies Mühleiten. Über die dortige Ma. vgl. Grimm, die Ma. des Döbratales (Halle 1921, s. Lit.). Mit diesem Orte findet nicht der geringste Verkehr von JGSt. aus statt. Im allgemeinen kann man die Regel aufstellen, daß sich der Haupt-

[1]) Die Zugehörigkeit von JGSt. zu diesem Kerngebiete wird im nächsten Teile der Arbeit bewiesen werden.

verkehr in den Flußtälern bewegt, Hauptrichtung N-S., daß er aber die östlich und westlich von der Hauptrichtung gelegenen Gebirgsstöcke mit ihren Waldungen meidet. Diese Regel wird nur bei dem Vorhandensein größerer Orte durchbrochen, deren Bedeutung den Bau einer beschwerlichen Querverbindung nötig machte.

§ 36. Singtongebiet. Dem genannten Umstand verdankt z. B. die Staatsstraße JGSt.-Oberwildental ihr Bestehen; sie ist die Verbindung zwischen JGSt. und dem nordwestlich gelegenen Eibenstock. Auch diese Stadt liegt in der Landschaft der we. Ma., aber sie weist eine besondere Eigentümlichkeit auf: sie gehört zu einem Singtongebiet[1]), das von Lauter anhebend sich über Bockau-Sosa nach Eibenstock[2])

---

[1]) s. Schuhmann, Ortslexikon (1825) a. a. O. S. 561: „Übrigens herrscht auch in dieser verdorbenen Mundart wieder manche Verschiedenheit. Anders spricht z B. der Bermsgrüner, anders der Schönhaider. Die ganze Volkssprache aber hat einen singenden Ton, der in der Schönhaider [= Eibenst.] Gegend am meisten auffällt".

[2]) Hier sind nur die für uns in Betracht kommenden Orte aufgeführt. Zum Ganzen vgl. Lang, ZfdMaa. 1907, S. 27. Da Sosa auch zum Singtongebiete gehört und dazu JGSt. benachbart ist, halte ich es für notwendig. die Ausführungen des Chronisten von Sosa über die dort herrschende Ma. vollständig wiederzugeben. Chr. H. Hecht a. a. O. S. 26 ff.:

„Die Sprache, welche von den hiesigen Einwohnern geredet wird, ist zwar die deutsche, aber man drückt sich in derselben theils sehr fehlerhaft aus, theils bedienet man sich veralteter Ausdrücke, ja auch wol ganz eigener Worte und Redensarten. Ich will einige Worte anführen, und die Bedeutung derselben angeben. Dergleichen sind:

natzen, ein Zeitwort, welches auch im Anhaltischen gewöhnlich ist, bedeutet schläfrig sein. [Folgt Etymologie, vgl. dafür Obs. Wb. II, 276.] ... Daher pflegt man zu sagen, *er natzet*, das ist, er ist müde und schläfrig, er fängt an, einzuschlafen.

Im Sad seyn. Eine Redensart, die nicht allein in Sosa sondern auch in der ganzen Gegend gewönlich ist. [In JGSt. fast †, *in sōd*] ... Es wird dadurch angezeigt, da seyn. Wenn man von einer Sache sagen will, daß sie da sey, daß man sie am hiesigen Orte haben und erlangen könne, so spricht man: *Es ist im Sad.* Will man aber das Gegentheil sagen, so spricht man: *Es ist nicht in Sad.* Ich habe ganz und gar nicht den Ursprung dieser Redensart ausfindig machen können ... [dazu Goepfert a. a. O.

fortsetzt und hier seinen Höhepunkt erreicht. Die JGSt. zunächst gelegene Ansiedlung des Singtongebietes ist der Ortsteil von Steinbach, der den Namen Sauschwemme trägt; von hier aus schwillt der Sington über Wildental bis zum Höhe-

---

S. 65: *ûntsôt, ontsôt* ‚zugegen, an der Stelle', z. B. *sis nîmand ûntsôt* ‚es ist niemand zu Platze'; das zweite Wort dunkel, aber zur Partikel *and*, die „eine größere Nähe ausdrückt" (Gramm. II, 716 [Grimm]) vgl. got. *andvairths* praes. [Gramm. II, 713].

Hetschen, oder *Hezschen*, bedeutet, wiegen. Daher sagt man ein Kind *hezschen*, das ist, ein Kind wiegen ... [Obs. Wb. I, 505].

Hutzen gehen, bedeutet, jemand besuchen. Es ist ein wiederaferndes Zeitwort von Hausen, das ist von Haus zu Haus gehen. Hausen gehen ist, jemand besuchen. Es ist diese Redensart auch in Franken und andern oberdeutschen Gegenden sehr gewöhnlich ... [Obs. Wb. I, 551].

Wattich zeigt dicke Backen und eine herabhangende Kehle an. Man sagt daher: Er hat einen *großen Wattich* hangen [Obs. Wb. II, 644].

Ulme oder *Ulmet* bedeutet gemeiniglich einen Brodschrank ... [s. zu dem Wort Goepfert a. a. O. S. 53. *brûdolmət* f. GV. § 264, Anm. 2. *almə* und *olmə*. Verschiedene Formen im Obs. Wb. I, 15].

sappen, bedeutet, waden. Daher sagt man, in und durch das Wasser *sappen*, das ist, durch das Wasser waden [Obs. Wb. II, 391].

Alle die angeführten Wörter sind ihrem Ursprung nach deutsch. Sie geben daher zugleich einen sehr wahrscheinlichen Beweis ab, daß die ersten Bewohner von Sosa Franken oder Harzer und Niedersachsen gewesen sind. Man bedient sich vieler veralteter Ausdrücke und Wörter, als *fördergehen*, *kůninyk*, statt König, *er thůt*, statt er that, *nit*, statt nicht. Die Weiber und Töchter haben an dem hiesigen Ort das Unglück, daß von ihnen auf eine sehr fehlerhafte Art nicht im weiblichen sondern im ungewissen Geschlecht (in genere neutro) geredet wird, indem man von einer Weibsperson z. E. spricht: *Es* soll seinen Klöppelsack mitbringen; oder: Ich will ihm *sein* Geld geben. Eine wahre Unart, die aber nicht allein hier, sondern in der ganzen Gegend, so gar in Städten, herrschet [In JGSt. auch, aber nur zur Bezeichnung unverheirateter, junger Mädchen. Die ganze Erscheinung hängt vielleicht mir „das Mädchen" zusammen]. Die Aussprache ist überhaupt harte und derb, wobey man zugleich mehr singet, als redet. Vielen Wörtern zumal in der vielfachen Zahl, raubet man die letzte Sylbe. So sagt man sehr fehlerhaft, *zwey Grosch, Gäns, Peizsch*, statt *Groschen, Gänse, Peizsche*, u. a. m. Man lallet so gar mit kleinen Kindern, die nur zu reden anfangen, indem man spricht *düben, dunten, dausen* statt drüben, drunten, draußen". [Zu den letzten Wörtern vgl. Zsch. Ma. § 111, 2, GV. § 185.]

punkt Eibenstock-Schönheide immer mehr an. Die Erscheinung des Singtons ist von jeher den Einwohnern von JGSt. aufgefallen; sie ahmen das Singen spottweise nach. (Vgl. dazu allgem. G. V. § 130) Oettel, der Chronist von Eibenstock, wird nichts anderes im Sinne gehabt haben als diesen Sington, wenn er schreibt[1]), daß die Sprache von Eibenstock nicht mit den Nachbar-Maa. übereinstimmt. Dem Lautstande und dem Wortschatze nach bestehen keine Unterschiede zwischen den Orten der Singtons und den übrigen westerzgebirgischen Orten[2]).

§ 37. Böhmische benachbarte Ortschaften. Während nach dem bisher Gesagten die Grenzen der Ma. von JGSt. nach Sachsen zu offen zu halten sind, und die Ma. vor allem nach dem Lautstande von einem Ort in den anderen ohne merkbare Veränderung übergeht, ist nach Süden in Gestalt der Landesgrenze eine feste Linie gezogen, bei deren Über-

[1]) Oettel a. a. O. S. 151: „Von der hiesigen Sprache ist dieses sehr bedencklich, daß sie weder der Schneeberger, noch Johann-Georgenstädter und anderer Nachbarn gleich kömmt". Er bezieht die „verschiedene Aussprache" auf die verschiedene Herkunft der ersten Besiedler und schließt: „Doch kömmt die Haupt-Sprache mit der Sprache der Einwohner auf dem Hartze meistens überein". Oettel meint die Sprache des Oberharzes, bringt aber die geschichtlichen Tatsachen durcheinander; der Oberharz ist vom Erzgebirge aus besiedelt worden. Vgl. dazu Bochmann (s. Lit.). Für Eibenstock ist noch bemerkenswert die Angabe in „Neueste Kunde" S. 86: „Am schwersten zu verstehen sind die Dialecte des Erzgebirges um JGSt., Eibenstock und Schönheide". Ebenda S. 89: „Um Eibenstock her und im obern Voigtlande verwandelt man das *a* oft in *au* und *ou*, wie: *da* in *dau*, *Platzregen* in *Plautzregn*, *Vater* in *Vouter*. Schuhmann (s. Lit.) S. 560 f.

[2]) Den Sington in allen seinen Erscheinungen zu beschreiben, ist im Rahmen dieser Arbeit unmöglich; es wäre eine dankenswerte Aufgabe für einen musikalisch durchgebildeten Gelehrten. Nur allgemein sei gesagt, daß der Tonunterschied bis zur Quinte und vielleicht noch höher hinausgeht, und daß die Neigung zu Zwei- und Dreigipfligkeit außerordentlich groß ist. Das bewegte Auf und Nieder der Töne sowohl innerhalb des einzelnen Wortes als auch im Satze wirkt stark melodisch und fällt sofort auf. Das „Singen" behalten die Mundartler dieser Gegend auch bei, wenn sie aus irgendeinem Grund obs. sprechen oder wenn ihre Ma. aus sozialen Rücksichten für immer die obs. geworden ist.

schreitung man sofort an der Bauart der Häuser und an tausend anderen Eigentümlichkeiten merkt, daß hier ein anderer Kulturkreis beginnt[1]). Trotz der künstlich gezogenen Grenzlinie ist der Verkehr zwischen den Brudervölkern sehr lebhaft, und trotz der Zollschranken kauft der Grenzbewohner seine Waren dort, wo sie hüben oder drüben am wohlfeilsten sind. Das Freundschaftsverhältnis zwischen den Sachsen und Böhmen war vor dem Kriege noch inniger als jetzt, weil man die damalige Grenzlinie zwischen Österreich und Sachen überhaupt kaum merkte. Durch die schwankenden Geldverhältnisse sind jetzt die Böhmen von Deutschland ferngehalten, während in den schweren Jahren der Inflationszeit kein Deutscher Böhmen betreten konnte. Infolge der Herrschaft der Tschechen[2]) sind drüben andere Verhältnisse eingetreten. Die Hoffnung der Böhmen auf eine Wiedervereinigung mit Deutschland ist auf lange Zeit hinaus vernichtet. Heute schon werden in diesen Gebieten alter sächsischer Bergmannskultur tschechische Schulen gegründet, alle öffentlichen Gebäude, sogar die Gasthäuser tragen tschechische Aufschriften. Vom Standpunkte der Sprachpsychologie ist es vielleicht wissenswert, daß die deutsche Bevölkerung, obwohl sie doch um den Bestand ihrer Sprache kämpft, manchen tschechischen Brocken — wie auch schon vor dem Kriege — gebraucht.

[1]) Ähnlich Grimm a. a. O. S. 32, § 3: „Das Aussehen und die Anlage der Häuser, die Inneneinrichtung der Zimmer, die Öfen, Lampen, Stühle, Tischdecken, Wandbilder, Töpfe, Pfannen, Biergläser, das Bier, die Kleider, Hüte (trotz aller Mode), die Tabakspfeifen, der Tabak, alles zeigt hüben einen anderen Geschmack als drüben". Daß auch die für Kulturscheidungen so wichtigen Bezeichnungen der Speisen und des Gebäcks anders sind als in Sachsen, versteht sich von selbst. Zu unterscheiden sind aber die Bezeichnungen der Wiener Küche in Bürgerhäusern und Gaststätten von den volkstümlichen. Nachdem der große Kulturkreis des alten Österreich, der bis zur Adria und bis nach Ungarn und Serbien reichte, und dessen Wirkungen bis in die entlegensten Hütten des Gebirges drangen, zerstört ist, bildet sich jetzt an seiner Stelle ein kleinerer mit einem anderen Mittelpunkt als Wien.

[2]) Echte Ma. *šdogbāēm* weicht aber vor *dšex* zurück. Noch E. S. 143 „Stockböhme".

Alle diese Tatsachen, können bei einer Untersuchung, die sich mit dem Schicksal einer deutschen Ma. befaßt, nicht verschwiegen werden. Vorläufig ist für die Ma. noch nichts verloren. Vielleicht trägt gerade die Unterdrückung und Bedrückung zu einer Festigung des Sprachgefühls bei.

§ 38. Sonderung des benachbarten böhmischen Sprachgebiets in zwei Unterabteilungen. Das böhmische Gebiet der Ma. ist von JGSt. aus betrachtet, in zwei Teile zu zerlegen; es ergeben sich

1. das dem Tale des Schwarzwassers (bis Gottesgab-[Oberwiesental]) bzw. dem Breitenbachtale folgende Besiedlungsgebiet von Breitenbach-Platten-Gottesgab.
2. Das jenseits vom Massiv des sog. „Jugler-Gebirges“ (Buchschachtelberg) gelegene Gebiet von Hirschenstand.

Beide Gebiete werden zum WE. gerechnet und sind vom obersächsischen Bergmann besiedelt worden. Nach Gradl[1]) liegt die Grenze zwischen WE. und Nordgauisch noch weiter südlich:

Ndg.: Neudeck, Eibenberg, Ullersloh, Salmtal, Lindig, Pfaffengrün, Oberbrand.

WE.: Hochofen, Neuhammer, Bärringen, Fischbach und Abertham, Werlsberg, Maria Sorg, Joachimstal.

§ 39. Unterschiede zwischen den Maa. von Platten und JGSt. Die Herkunft der Ma. von Platten ist schon oben (S. 16 f.) dargelegt worden; die Ma. verleugnet auch heute noch ihren westerzgebirgischen Ursprung nicht. Der einzige Unterschied, der die böhmische Ma. von der sächsischen trennt, ist neben dem österreichisch beeinflußten Wortschatz das Zungen-*r*. Die Landesgrenze ist eine scharfe und zuverlässige Trennungslinie zwischen Zäpfchen-*r* und Zungen-*r*. Es ist wahrscheinlich, daß hier Erhaltung des alten Zungen-*r* vorliegt; immerhin bleibt es eine merkwürdige Erscheinung, daß das Erhaltungsgebiet[2]) innerhalb der böhmischen Grenzlinie

[1]) Bayerns Maa. I, S. 98.

[2]) Vgl. dazu Bremer, Phonetik § 15; ders. Deutsche Lautlehre § 19.

liegt. Das Zungen-*r* gehört für die sächsischen Nachbarn zu den Hauptkennzeichen der *bæmišn̥*.

Im Wortschatz erkennt man den südlichen (österreichischen) Kulturkreis: Spengler [WE. *flaśŋ̍*] = Klempner. Fleischhauer und Selcher = Fleischer, „Erzeugung“ = Fabrikation, Gasthaus „des“ Josef Hahn. Südliche Schreibweise der Familiennamen: Meinl, Sterzl, Möckl. Es gibt hier einen „Hausmeister“, keinen Hausdiener. Die Vornamen sind dem Kreise der katholischen Vorstellungswelt entnommen. Ignaz (*Nads*), Anton (*Dānl̥*) Josef (*Sef*, daher sagt man in Sachsen *ə Sef* = ein Böhme, *bæmišŋ̍ Sef*, *ə sefn̥ mids* = böhmische Mütze, vgl. GV. § 127,2). Zu den Wörtern, die hier in Vergessenheit geraten sind, gehört das Wort *maud* (mhd. *mûte* st. fem., *maut* „Zoll“). Früher wurde in Böhmen von den Fuhrwerken Wegegeld erhoben; an den Ausgängen der einzelnen Ortschaften standen die *maudhaisln̥*, die Mauthäuschen. Mit dem Eingehen der Einrichtung wurde auch das Wort dem Untergang geweiht.

Ein auffallender Unterschied zwischen den Grenzbewohnern ist die verschiedene Stellungnahme zu den Bezeichnungen der bei uns 1872 eingeführten französischen Maß- und Gewichtsordnung. Die böhmische Bevölkerung hat sich an die Fremdwörter dieses sog. metrischen Systems gewöhnt und rechnet nach ihnen auch in der Ma. bis zum Dekagramm (*deka*); in Sachsen dagegen hält man an dem altüberlieferten ‚Zentner‘, ‚Pfund‘, ‚Lot‘ mit großer Zähigkeit fest.

Die we. *kirmis* ist hier nur *də kirwə*.

Die mittleren und oberen Schichten sehen als Vorbild einer Feinsprache die Wiener Art an; besonderes Kennzeichen ist ein helles *a* in *bāl* (Ballunterhaltung, in Sachsen *bal*); mit abweichender Betonung *kafé*. Zum *a* vgl. GV. § 135, 3 Anm. 2. Das WE. von Platten steht zum Nordgauischen in ebendemselben Verhältnis, wie das WE. in Sachsen zum Meißnischen. Vom Egertale dringt das Nordgauische[1]) bis

[1]) s. H. Gradl: Die Maa. Westböhmens in Brenners Maa., a. a. O. II, S. 379 (= § 687): „Das Vordringen des Nordgauischen vom Thale der Eger gegen den Gebirgskamm dauert noch heute fort. Die politischen und

zum Gebirgskamm vor und sucht das WE. zu verdrängen. Die große Nähe Sachsens und der starke Grenzverkehr schützen jedoch in Platten das WE.

§ 40. Die Ma. von Hirschenstand. Anders ist es mit der Ma. von Hirschenstand bestellt; die Lage des Ortes im Tale der Rohlau weist den Verkehr ganz von selbst nach dem schon stark egerländisch-nordgauisch durchsetzten Neuhammer (-Neudeck). Von JGSt. aus pflegt man Hirschenstand eigentlich nur einmal im Jahre aufzusuchen, und zwar am Tage des Hirschenstandes-„Festes“ d. i. = der Ortskirmes, die in den einzelnen böhmischen Orten hier im Gegensatz zur großen Egerländer Landkirwe so bezeichnet wird. Während Platten, abgesehen von den Eigentümlichkeiten, die es dem böhmischen Kulturkreis zu verdanken hat, und die oben beschrieben sind, das WE. ziemlich rein bewahrt hat, vollzieht sich in Hirschenstand ein langsamer und sicherer Übergang zum Nordgauischen. Z. B. zeigt Platten rein we. *Hírš̥š̥dand*, Hirschenstand aber nordgauisch *Hírš̥šdand* und sogar *Hiašš̥dand* u. s. f. *ned* ist in H. schon *ned*, *nišd* (Platten, WE.) und *nigs* sind gemischt; ich hörte aus demselben Munde beide Formen in einem Satze. Dazu vgl. GV. § 6, 1 und 3. Ob hier altes we. *nigs* vorliegt (vgl. Bremer, Geogr. d. dt. Maa., S. 21), oder ob das *nigs* als nordgauisch anzusehen ist, wage ich nicht zu entscheiden. Gegenüber Platten ist in H. auch schon die Näselung nach nordgauischer Art zu Hause; als Beispiel wird in JGSt. gern gebraucht *a bœmiš̥ maur̥(r)* mit starker Näselung des *au*.

§ 41. Einige Beispiele zur Wortgeographie der Maa. der JGSt. benachbarten Orte: Oberwiesental (O.), Rittersgrün (R.), Breitenbrunn (B.), Steinheidel (St.), Wildental (W.), Hirschenstand (H.), Platten (P.). Der Vergleich geht von Langs Zsch. Ma. aus.

---

sozialen Verhältnisse, der Verkehr, die Bezirkseinteilung leiten auch die Bewohner des jetzt noch obersächsischen Streifens von Graslitz über Platten nach Joachimsthal zum sozialen Anschluß an die südlicheren Striche, was ein endliches Versiegen ihrer Mundarten ... vorhersagen läßt“.

Zsch. Ma. § 42. *bax* m. der Bach; alle übrigen *bax* m. *bōx* fast †. — § 57. *frēŋ* fragen. JGSt., O., R., H., P. *frēŋ* und *frēŋ*, B., St., W. *frēŋ*. — § 66. *kærχ, kirχ* Kirche. JGSt., O., B., St., W. *kirχ*; R., H. *kærχ*; P. *kærχ, kirχ*. — § 110. *mōdwōrf* Maulwurf; alle übrigen *mūdworf*. — § 123. *wedskumbfd* Gefäß zum Aufbewahren und Benetzen des Wetzsteines der Schnitter. JGSt. *wedskum*, alle übrigen *wedskumb*. — § 123. *sauərhambf(d)* (rumex acetosa); alle übrigen *sauərlumb*. — § 147. *šdærlŋ* stochern. JGSt., St., P. *šdirlŋ*; R., B., W. *štærlŋ*; H. *šdōrln*. — § 160. *kirmis, kærmis* Kirchweih. JGSt., O., B., St., W. *kirmis*; R. *kærmis*; H. *kærwa*; P. *kirwa, kærwa*. — § 195. *in dr ändŋ einsten šdund* Stunde von 12—1: JGSt., O., R., B., St. *in dr ānsdŋ šdund*; W., P. *in dr ānsšdund*. — § 203. *gəwāsŋ, gəwāsd*, gewesen. JGSt., O., R., B., St., W. *gəwāsŋ*; H., P. *gwāsŋ*.

III. Teil.

Vergleich der Ma. von JGSt. mit der Zschorlauer Ma.

(nach Langs Dissertation, Leipzig 1906).

§ 42. Langs Dissertation über die Zsch. Ma. ist nicht allein die erste wissenschaftliche Darstellung einer westerzgebirgischen Dorfmundart, sondern sie ist bisher auch das einzige Mittel geblieben, welches uns zur Verfügung steht, wenn wir uns ein klares Bild vom Wesen der WE. machen wollen[1]). Ein Vergleich der Ma. von JGSt. mit der Zsch. Ma. wird uns daher in die Lage versetzen, über das Verhältnis unserer Ma. zum WE. ein Urteil abgeben zu können. Im folgenden wird der Vergleich so durchgeführt werden, daß nur die Abweichungen angegeben sind; die bloße Angabe der einzelnen Paragraphen bedeutet völlige Übereinstimmung. So

[1]) GV. ist keine geordnete Darstellung des WE.

weit es nötig erschien, habe ich mir einige Bemerkungen und Ergänzungen zur Zsch. Ma. erlaubt.

§§ 1—6 finden im IV. Teile dieser Schrift Beachtung. §§ 8—27.

§ 28: *bujas baias* (Bajazzo): in JGSt. *baiads*.

§§ 29—41. § 42. a) *bax* auch in JGSt. masc.; *ɪχ hā dɪχ*.

§ 43. § 44, 2 *blōd* in JGSt. †, Zeitung = *blad*, die Ortszeitung wegen ihres geringen Umfangs = *s blādl̥*.

§ 45. *laids blox* natürlich = Leuteplage, da die Ableitung von *leid* (mhd. *leide* stf.) nach § 92 Zsch. Ma. *ladsblōx* heißen müßte. § 46. Anm. JGSt. *fards*; unanständige Hervorhebung *furds*. § 47. § 48, 1 JGSt. *hār* auch fem. (in *āŋ̊ har* = beinahe). § 49, 2: JGSt. *šlāfŋ̊* und *šlefŋ̊*; *šlāf(ə)riχ*, *šlef(ə)riχ*. § 50. JGSt. *bfō—hā*, *bfōə hā* (NB. Truthahn = *gaudyhā*) § 51—52. § 53, 1. JGSt. nur *šafl̥*, *brēln̥* †. 2. *gærd* in JGSt. unbekannt, dafür nur *rud* (mhd. *ruote*). JGSt. *mirgŋ̊* unbekannt; nur *mærgŋ̊* üblich. *sɪχ grēmə* sich grämen. § 54. *handwāl* (ahd. *twahila*) Handtuch. *ārnd*; *ārniŋ̊* JGSt. unbek. JGSt. *wards* (mhd. *werze*) vgl. GV. § 256 A. 1. § 55. § 56 *flōd* = Gesicht JGSt.†. § 57 JGSt. *frēŋ̊* < mhd. md. *frægen* und *froŋ̊* < mhd. *frâgen* nach Zsch. Ma. § 47. § 58. § 59. 1. *šal* (mhd. *schëlle*) Ohrfeige selten [aus Obs.?] dafür stets *faunds* vgl. GV. § 262, 9a. u. Obs. Wb. I, 317. 2. JGSt. nur *rēŋ̊worm*. 3. JGSt. *ādebl̥* und *ārdebl̥*. § 60—62. § 63. JGSt. *wi* ebenfalls †. § 64—65. § 66. JGSt. *dniršn̥*. In *bir*, *gešir*, *firdsiχ*, wie in *kirχ dswirwln̥* neigt in JGSt. das *i* dem *œ* zu. Zu Anm. 1. Die Beziehung der Doppelformen auf soziale Gliederung geht wohl zu weit? Zu Anm. 2. *kebŋ̊* = steilabfallender Berg. § 67. § 68. JGSt. neigt zu *šrai*, hat aber die alte Form noch fest in dem Familiennamen Schreyer = *šrāər*. § 69. § 70, Anm. 1. JGSt. fest in *kumə* = kommen. Anm. 2. daß *o* > *u* früher allgemein war, nehme ich als sicher an. § 71—72. § 73. neigt JGSt. mehr zu *o*, bestimmt in *soldad*, *kondidŋ̊*.

§ 74, 2. Die Nebenformen mit *i* fehlen in JGSt. § 75.

§ 76. *brūd* lebt nur noch bei den Bergleuten in *brūdasn̥ maxŋ̊* = Mittagspause machen. § 77—82.

§ 83. *Mol* = Zwickauer Mulde in JGSt. unbekannt hier *də Muldə*.

§ 84. § 85, 1. *šærds, šdærdsn, dær, kæršny* fehlen in JGSt.; *dærfm* ist vorhanden; die genannten neigen zu *œ*.

§ 86, 1. *hud* (*haus, mā*) ist besser von mhd. *huote, huot* st. fem. abzuleiten. Dazu: *húdwād*: Hutweide.

§ 87. *bīl* in JGSt. unbek. § 88—89. § 90. JGSt. *naigīr*.

§ 91—93. § 94. JGSt. der Familienname Kaiser = *kāsy* [als alte Form] aber *dy daidšə kaisy*. § 95. *šābdax* in JGSt. unbekannt, da es dort keine Strohdächer gibt; *hauə* in JGSt. unbek., dafür nur *hā*. § 96. § 97, 3. natürlich JGSt. nur *kāfd*. 4. *bainy*. § 98—99. § 100. *fixdsix* unbekannt, dafür *fixdlədsaix*. § 101. § 102. *husd* JGSt. auch *fem*. JGSt. nur *suxy*, nie *sūny*. § 103—109. § 110. *i* mouilliert in *kaiwl* und *Haim* in JGSt. fast schon †, aber noch vorhanden. § 111. § 112. *male*? (JGSt. *manl*).

§§ 113—122. § 123. JGSt. *wedskum*; für *sauərhambf*(*d*) stets *sauərlumb*. §§ 124—127. § 128, 4: in JGSt. fehlt *d* in *šduf, kuf*. §§ 129—146. § 147. JGSt.: *šdrln*. § 148—159. § 160. JGSt. nur *kirmis*. § 161. § 162, 3. JGSt. *sāx-wamis* s. dazu Zsch. Ma. § 170. §§ 163—164. § 165a. 1. SGSt. *maidhalm* (meinethalben). §§ 166—177. [§§ 178—179]. § 180a. JGSt. (*b*)*frim*. §§ 181—185. §§ 187—194. § 195. JGSt. *in dy ānsdn šdund* §§ 196—202. § 203, 2. JGSt. nur *gəwāsn*. § 204—215.

Ergebnis des Vergleiches.

Die Abweichungen der Ma. von JGSt. von der Zschorlauer Ma. sind so geringfügig, daß wir keine Trennung vollziehen dürfen, sondern im Gegenteil die enge Zusammengehörigkeit beider Maa. feststellen müssen. Demnach ist die Ma. von JGSt. der von Lang (ZfdMaa. 1907, S. 19 ff.) mit Hilfe der mundartlichen Grenzlinien bestimmten Kernlandschaft des Westerzgebirgischen zuzuweisen. Halten wir uns weiterhin vor Augen, daß die Ma. von JGSt., wie

oben bewiesen, in gerader Linie von der Schneeberger Ma. abstammt, so dürfen wir, da Ma. JGSt. = Ma. Zsch. ist, unbedenklich die Verwandtschaft bzw. die Gleichheit der Zschorlauer Ma. mit der von Schneeberg[1]) behaupten.

IV. Teil.

Die Mundart des westlichen Erzgebirges im Spiegel der Besiedlungsgeschichte.

§ 43. Bestimmung der Aufgabe. Des bedauerlichen Quellenmangels wegen ist es nicht möglich, eine fortlaufende und durch eine Menge von Einzeltatsachen belegte Geschichte der Mundart des westlichen Erzgebirges zu geben. Dieser Abschnitt ist daher nur ein Versuch, im Spiegel der oben § 8 angeführten Besiedlungsperioden des Nordhanges dem Ursprung unserer Ma. nachzuspüren und dabei festzustellen, wie weit die bei der Entstehung von Maa. und deren Weiterbildung überall wirkenden Kräfte, also politische, kirchliche

---

[1]) Über die Ma. von Schneeberg vgl. als geschichtliche Nachrichten eine Bemerkung Meltzers S. 1184 (abgedruckt im Aufsatze Langs in ZfdMaa., s. S. 7, Anm. 3 der vorliegenden Arbeit) und besonders Karl Ruhheim S. 82 f.: „Was mir hier [in Schneeberg] auffiel, war das rauhe und unangenehme des hiesigen Dialekts; je weiter ich ins Gebirge aufwärts kam, desto unangenehmer wurde die Aussprache, aber nirgends hörte ich sie doch schlechter als hier. Anfangs konnte ich manches gar nicht verstehen, besonders den Leuten aus der niedern Klasse. Aber auch unter den höheren Ständen spricht man zum Theil eben so. Den Buchstaben *e* hört man fast nie richtig aussprechen, bald wie *ä*, bald wie *a*, bald wie *i*, so sagt man z. B. hier nicht: *geh weg*, sondern *gih wäg*. Die Verkleinerungssilbe ‚chen' spricht man immer wie *el* (*Bischen, Bissel*), der Vokal *o* wird immer wie *u* ausgesprochen; *ei* auch wie *ä*, — z. B. *unner äner*, statt *unser einer* — wie widrig dies klingt, wirs' Du Dir leicht vorstellen können. Als ich gestern hier zum Fenster des Gasthofs heraus den Wochenmarkt ansahe, hörte ich ein paar ziemlich vornehm gekleidete Damen einander so begrüßen: *Schön guten Morgn, Frah Gevotter, welln se sich ah was kahfen: was macht deh ihr kläner Karel?* (heißt so viel als: was macht denn ihr kleiner Karl.) Ich konnte mich des Lautlachens kaum enthalten."

und Staatsgrenzen, Wirtschaft und Verkehr, auch hier maßgebend geworden sind.

§ 44. Im Sinne der modernen Mundartenforschung, die bestrebt ist, bei geschichtlich-geographischen Untersuchungen die Grenzen des zu betrachtenden Gebietes möglichst eng zu ziehen, um dadurch der schier unerschöpflichen Fülle der zu beachtenden Erscheinungen gerecht zu werden, habe ich von der Kernlandschaft der Ma. des westlichen Erzgebirges nur deren westlichen Teil, der sich ungefähr mit der heutigen Amtshauptmannschaft Schwarzenberg deckt, ins Auge gefaßt. Davon ist in erster Linie der westlich vom Schwarzwasser gelegene Teil berücksichtigt, ein Gebiet, das ich bis in seine versteecktesten Waldwinkel mit dem Geologenhammer[1]) und mit der Karte durchwandert habe[2]). Hier befinden wir uns

[1]) Welche Bedeutung ein gewisses Maß geologischer Kenntnisse für unsere Untersuchungen hat, wird sich in deren weiteren Verlaufe zeigen. Für das Erzgebirge überhaupt gilt das Wort von Schurz (Seifenbergbau a. a. O. S. 7): „Niemand wird eine lebenswahre Schilderung der waldigen Höhen an der Grenze von Böhmen und Sachsen entwerfen können, der nicht die Spuren des Bergbaues erwähnen wollte, die tief in das Antlitz des Gebirges eingegraben sind . . . Niemand endlich versteht den Charakter der Bevölkerung, der nicht in das Wesen des Bergmannsstandes mit seinen echten Freiheiten und Sitten, seiner Genügsamkeit und hoffnungsreichen Geduld eingedrungen ist".

[2]) Die Abgrenzung meines Beobachtungsgebietes ist nicht nur durch praktische Bedürfnisse gerechtfertigt. Vgl. Elfried v. Taura, S. 6: „Dieses ausgedehnte, in seiner Hauptmasse aus krystallinischen Schiefern bestehende Gebirge zerfällt in drei Hauptglieder, die sich ebensowohl durch ihre geognostische Beschaffenheit, wie durch ihren landschaftlichen Charakter deutlich voneinander unterscheiden. Diese Hauptglieder sind:

a) das westliche Erzgebirge von den Quellen der Elster bis an das Schwarzwasser, beziehentlich die westliche Mulde;

b) das Central-Erzgebirge vom Schwarzwasser bis an die östliche [Freiberger] Mulde und

c) das östliche Erzgebirge von der östlichen Mulde bis an die Gottleube, beziehentlich die Elbe."

Derselbe zählt S. 16f. 9 Industriestriche auf und bemerkt, „daß diese räumlich verschiedene Provinzen bilden, deren Grenzen gegeneinander ganz verschieden gesondert sind." Davon sind für uns wichtig 1) die Waldprovinz,

in einem Landstrich, der erst spät von der eigentlichen Besiedlung erfaßt worden ist, und die Jungfräulichkeit des Bodens ist auf keinen Fall von der Vorzeit und der germanischen Zeit, kaum von den Slaven und den ersten deutschen Bauern angerührt worden.

§ 45. Das Erzgebirge als Waldlandschaft. Das Erzgebirge, heute noch in seinem Kammgebiete eine der waldreichsten Gegenden Deutschlands, war in germanischer Zeit mit einem dichten, morastigen Walde bedeckt und bildete mit seinem Steilabfall[1]) nach Süden und infolge der Höhe seiner Paßübergänge[2]) eine Völkerscheide[3]). Es gehörte zu dem großen hercynischen Urwaldgebiet. In dem Miriquidui (silva) des Thietmar von Merseburg[4]) glaubt man den erz-

---

die großen Walddistricte längs des Kammes mit den Gewerben der Holzhauer, Köhler, Pechsieder, Rußbrenner, Löffelschnitzer, Gestellmacher usw., 3) die Eisenhüttenprovinz am Schwarzwasser und der obern westlichen Mulde, 7) die Spitzenklöppelprovinz von Marienberg und Rübenau bis Schneeberg und Johanngeorgenstadt. Es wäre m. E. eine lohnende Aufgabe, zu untersuchen, in welchem Maße diese 9 Provinzen Einfluß auf die örtlichen Abweichungen der Maa. des Erzgebirges haben.

[1]) Dieser Steilabfall ist die einzige natürliche Grenze Sachsens; die Kammlinie müßte zugleich politische Grenze sein.

[2]) Nach dem Verhältnisse der absoluten Höhe sind die Alpen viel gangbarer als das Erzgebirge. Der Paßhöhe des großen Bernhard entsprechend dürfte im Erzgebirge kein Übergang höher liegen als die Hälfte der höchsten Höhe (= 622 m). Der höchste Übergang bei Gottesgab erreicht jedoch 1080 m. Siehe Löscher a. a. O. S. 11 nach anderen.

[3]) Erst kürzlich erschien aus der Feder des bekannten Verfassers der „Kursächsischen Streifzüge“ ein beachtenswerter Aufsatz, nach dem das Gebirge zwischen den Marken Zeitz und Meißen einerseits und dem Herzogtum Böhmen anderseits einen breiten, unbewohnten Gürtel, eine Art Pufferfläche bildete, die weder zu Böhmen noch zu den deutschen Marken gehörte. Diese nur dem Kaiser und dem Reiche gehörende Fläche wird in der Urkunde vom 26. Februar 1162 als nemus, quod est interprovincium Dalminze et Boemiam bezeichnet (Dr. O. E. Schmidt im Kalender für das Erzgebirge 1926, S. 39). (C. d. S. r. I, 2 Nr. 308 inter predictam provinciam).

[4]) Thietmari Merseburgensis episcopi Chronicon (Mon. Germ. Histor. Vol. III, p. 807), Script. rer. Germ. Vol. VII, p. 139: „silva, quae Miriquidui dicitur“. Auf die Moräste des Gebirges verließ sich Bolizlav, indem er

gebirgischen Teil dieses mitteldeutschen Waldgebirgszuges erkennen zu dürfen. Nach O. Schlüter (a. a. O. S. 153) ist die Feststellung der früheren Ausdehnung von Sumpf und Wald für die Behandlung siedlungsgeschichtlicher Fragen sehr wichtig; „denn dies waren die Hindernisse, die in ganz Mitteleuropa der Ansiedelung in einem Maße entgegenstanden, daß die Geschichte der Besiedelung des Landes der Hauptsache nach als ein Kampf mit Wald und Sumpf erscheint". Wir können uns leicht vorstellen, wie schwierig der Kampf mit dem erzgebirgischen Wald war, wenn wir hören, daß noch im Jahre 1654 bei der Gründung von JGSt. von dem für den Markt bestimmten Platz 1690 Stöcke, die kleinen ungerechnet, entfernt werden mußten[1]).

§ 46. Slaven, deutsche Eroberung. Es ist zu verstehen, daß die nächsten Nachbarn dieses Urwalds, die uns nach dem Abzug der Germanen als älteste Bewohner der Gegend an der Mulde bei Zwickau bekannt sind, die slavischen Sorben, kein Verlangen darnach hatten, weiter in das durch Witterungsverhältnisse noch ungastlicher erscheinende Gebirge vorzudringen oder sich hier gar dauernd niederzulassen, wenn sich nicht ein besonderer Anlaß dazu bot. Dieser war gegeben durch das Eindringen der Deutschen in die von den Slaven besetzten Landstriche. Die schweren Kämpfe, unter denen sich die Deutschen ihre ehemaligen Wohnsitze von der Mitte des 10. bis zum Ende des 11. Jhds. zurückeroberten, sind

höhnend von den anrückenden Feinden sagte: „Si reperent ut ranae, iam possent huc advenisse", Thietm. Chron. VI, 8 Mon. Germ. Hist. Vol. III, p. 808; Script. rer. Germ. Vol. VII, C. X, p. 140 (anno 1004).

[1]) E. S. 42. Wegen seiner sprachlichen Eigentümlichkeit verdient auch Lehmann angeführt zu werden, Hist. Schaupl. a. a. O. S. 17: „Da ist auf viel Meilen weit und breit über Berg und Thal kein Mutter-Mensch etlich und mehr 1000 Jahre lang anzutreffen gewesen, welcher einem Irrenden hätte zugeruffen und zurecht gebracht. Da hörte man nichts als der Raben Rappen, der Bären Brummen, der Wölffe Heulen, der Hirschen Börlen, der Füchse Bellen, der Auerhähne pfaltzen, derer Ottern Zischen, der Frösche κοαξ βρεκεκεκεκεξ Quacken und Nacken, das machte einen Reisenden so lustig, als hätte er Fliegenschwämme und Krän gefressen."

genugsam bekannt. Ihr Ergebnis ist ein deutsches Herrschaftsgebiet mit deutschen Herren und kriegerischen Ministerialen, die durch das ganze Land hin saßen und vom Ertrage der von der unfreien slavischen Bevölkerung (vermischt mit wenigen deutschen Hörigen) geleisteten Arbeit lebten[1]). Es ist möglich, daß manche der Sorben das freie Leben in der Wildnis einem Sklavenleben vorzogen; die Möglichkeit besteht aber auch, daß von den Sorben schon vor ihrer Berührung mit den Deutschen im Randgürtel des oben S. 74 von uns abgegrenzten Gebietes Bergbau[2]) getrieben worden ist, und daß dies zu kleinen slavischen Gründungen geführt hat[3]). Als Siedler im Sinne eines festen Verwachsenseins mit dem Boden und als Schöpfer irgend welcher auf die Nachwelt vererbter Kulturzustände kommen die Slaven für das Dreieck Schwarzwasser—Mulde—Kamm des Gebirges nicht in Betracht.

§ 47. Einfluß der Slaven auf die Ma.? Daher ist auch ihr Einfluß auf die Sprache der späteren Herren des Landes sehr fraglich. Die wenigen Ortsnamen, denen man slavischen Ursprung zuschreiben möchte, sind sehr umstritten, weil man in diesen Fragen vorsichtig geworden ist: Man weiß heute, daß slavischer Ortsname nicht zugleich slavische Gründung anzeigt[4]). Dasselbe gilt von dem ehemals sehr großen Bestand an Wörtern, für die man nur aus der slavischen Sprache

[1]) O. E. Schulze a. a. O. S. 120. [2]) Vgl. dagegen Ermisch a. a. O. S. XIII.

[3]) Oettel a. a. O. S. 202: „Man ist zwar der Meinung, als wäre mit dem Seiffen des Zwitters der Anbau des Eibenstocks entstanden und die wendischen Völker hätten schon den gantzen Grund der noch benannten Windisch Wiesen bis an die jetzige Stadt ausgeseifent. Allein da die Lebensart der Wenden meistens in Ackerbau und Viehzucht bestanden, wird es manchem schwer zu glauben vorkommen, wiewohl es die hiesigen Einwohner nach der Tradition vor unfehlbar annehmen". Siehe dens. auch S. 2 a. a. O. Dort führt er als Beweis, daß die wendischen Völker bis an hiesige Gegend [d. h. also unser Gebiet] sich ausgebreitet, Lößnitz, Zwönitz, Zschorlau, Sosa, Bockwa (Bockau) an.

[4]) Wie vorsichtig man bei der Bewertung von Ortsnamen dieser Art sein muß, siehe O. E. Schulze a. a. O. S. 20, Anm. 3. Es kommen für den höher gelegenen Teil des Gebirges nur Sosa, Bockau in Frage. Lößnitz liegt in einer milderen Gegend, aber jenseits vom Schwarzwasser.

heraus eine Deutung zu finden sich getraute [1]). Heute steht man den angeblich slavischen Wörtern sehr mißtrauisch gegenüber; die große Menge von „sorbenwendischen“ Wörtern, die v. Süßmilch [2]) z. B. anführt, ist schon beträchtlich zusammengeschmolzen; Gerbet [3]) will für das Vogtländische als sicher slavisch nur zwei gelten lassen, und diese sollen polnische Entlehnungen aus nhd. Zeit sein! Mit Recht weist außerdem Gerbet darauf hin, daß die lautliche Beeinflussung auf die eindringende deutsche Ma. im ehemaligen Slavengebiet nicht über jeden Zweifel erhaben ist, da sich das vielberufene *-tsch-* in den Verben auch in ganz Westdeutschland finde. Ebenso Lang in ZfdMaa. 1908, S. 9: „Man kann alle diese Vermutungen aufstellen, aber den sorbischen Ursprung des *tš* aus dem erweisen kann man nicht.“ So bezweifelt auch O. E. Schulze [4]) die starke Vermischung der Slaven mit den Deutschen und nimmt an, daß der Gegensatz zwischen beiden, der von Anfang an bestanden hat, im Laufe der Zeit (bis Ende des XVI. Jhds.) sich immer mehr verschärft hat.

Ergebnis: Die erste Besiedlungsperiode, das versuchsweise Vordringen der Slaven in den Flußtälern bis an den Rand unseres Gebietes hat weder im Lautstand (*tš*) noch im Wortschatz einen nachweisbaren Einfluß auf die später hier entstehende Ma., das WE., ausgeübt.

§ 48. Germanisierung am Schwarzwasser. Die eigentliche Germanisierung des Landes zwischen Saale und Elbe erfolgte im 12. Jahrhundert. Rodungen wurden um Zwickau um 1118 begonnen [5]), und bald sind deutsche Siedler auch in unserem Gebiete zu finden. Hier entstand das Schloß

[1]) Der Magister Körner, Chronist von Bockau schrieb eine große Abhandlung über die Herkunft bergmännischer Redensarten aus dem Slavischen (s. Lit.); er mag nach seinen Angaben (Bock. Chronik S. 128) ein vorzüglicher Kenner der slavischen Sprachen gewesen sein, aber er mutet seinen Lesern zu viel guten Glauben zu.

[2]) a. a. O. S. 151. [3]) GV. § 37. [4]) a. a. O. S. 131.

[5]) C. d. S. r. I, 2 Nr. 53.

Schwarzenberg (1189 im Besitz österreichischer Herzöge)[1]) das bald der Mittelpunkt der ganzen Landschaft wurde. Es muß als der letzte befestigte Punkt der nach Süden vorrückenden Kolonisation gedeutet werden, und in seinem Schutze hat sich allmählich das Städtchen Schwarzenberg gebildet. Die zur Burg gehörenden Ländereien bildeten die Herrschaft Schwarzenberg.

§ 49. Die Herrschaft Schwarzenberg als politische und wirtschaftliche Einheit im Sinne der Ma.-forschung. An Stelle des von uns oben (S. 74) grob umrissenen Dreiecks Gebirgskamm, Schwarzwasser, Mulde tritt von jetzt ab in unserer Darstellung „die Herrschaft Schwarzenberg". Da wir im folgenden diese Bezeichnung immer wieder gebrauchen müssen, so sei kurz auseinandergesetzt, was darunter zu verstehen ist, und wie sie sich bis in die Neuzeit entwickelte.

Nach wechselvollen Schicksalen, wobei sie von einer Hand in die andere ging, kam die Herrschaft Schwarzenberg im Jahre 1533 an das Haus Wettin und bildet seit dieser Zeit einen selbständigen Verwaltungsbezirk, dessen Westgrenzen nach dem Vogtlande seit dem Bestehen der Herrschaft wohl immer dieselben geblieben sind; nach Osten wurden sie je nach dem Bedürfnis der Zeit geändert[2]). Als Kursachsen die Herrschaft von der Familie derer von Tettau kaufte, gehörte[3]) dazu außer Schloß und Stadt Schwarzenberg Gottesgabe, Platte, Eybenstock, Aue, Breitenbrunn, Rittersgrün, Crandorf, Beermannsgrün, Kleinböhla, Grünstädel, Sachsen-

[1]) S. Fröbe a. a. O. S. 5. Übrigens war Barbarossa der zweitälteste Besitzer der Burg. Über die Bedeutung, die sie möglicherweise für diesen Herrscher hatte, vgl. Fröbe a. a. O. S. 6.

[2]) G. Beier a. a. O. S. 3. „Das Schwarzwasser trennte damals (um 1200) und auf einige Jahrhunderte noch hinaus zwei Herrschaftsgebiete: das nördliche, Beierfeld und Sachsenfeld mit umfassende, im Besitz der Burggrafen von Meißen, das südliche mit Schwarzenberg im Besitz zunächst verschiedener Herrschaften".

[3]) Oesfeld Hist. Besch. II, S. 59. Lößnitz, Schneeberg und Neustädtel sind als Orte unter anderen Herrschaftsverhältnissen stehend noch nicht auf-

feld, Lauter, Schönheyda, Stützengrün, Scharrtanna, Bockau, Sosa und Hundshübel. Die Herrschaft hat sich also im großen und ganzen seit ihrem Bestehen bis heute unverändert erhalten[1]) und kann im Sinne der geschichtlich-geographischen Mundartenforschung als ein in sich geschlossenes Gebiet angesehenwerden. Entscheidend aber für die Ma. wurde erst die Tatsache, daß die politische Einheit des alten „obererzgebirgischen Kreises" wie die Herrschaft später genannt wurde, in überraschender Weise mit der wirtschaftlichen Einheit zusammenfällt. Diese Einheit wird sich zeigen als ein Bergwerksgebiet mit einer damit verbundenen Anhäufung von Erzeugnissen der Eisen- und Blechbearbeitung, die von alters her der Landschaft ihr Gepräge gibt.

§ 50. Das Kloster Grünhain und die ersten deutschen Bauerndörfer. Bevor wir zur näheren Betrachtung der ersten deutschen Besiedelungen unserer Landschaft übergehen, dürfen wir einen Mittelpunkt weltlicher und geistlicher Macht nicht vergessen, der, in nächster Nähe Schwarzenbergs gelegen, dieses an Besitz und vor allem an Ausdehnung des Besitzes weit übertraf. Es ist das Kloster Grünhain, dessen Einfluß bis nach Böhmen reichte, und dem auch die Dörfer gehören, die wir als die ersten deutschen Bauerndörfer unserer Gegend ansprechen müssen. Das Kloster Grünhain ist für die kulturelle Entwickelung des westlichen Erzgebirges ungemein wichtig. Im Jahre 1240 bekam es die Dörfer Beyervelt, Sachsinvelt, Raschau, Markquartisbach, Newnhussen,

gezählt; JGSt. war noch nicht gegründet. Ob die Zugehörigkeit zur Grafschaft Schinburg, die von Waldenburg über Glauchau-Hartenstein-Lößnitz bis zur böhmischen Grenze ein schmales Band bildete (s. Karten der Wettinischen Lande) auf die Ma. der genannten Städte von Einfluß gewesen ist, wäre zu erwägen. Lößnitz und Hartenstein z. B. liegen innerhalb der (östl.) *sān, drān, šlān*-Gebietes gegen (westl.) *sōŋ, drōŋ, šlōŋ* im eng benachbarten Aue s. ZfdMaa. 1907, S. 21, 6.

[1]) Wahrscheinlich wurde für die Ausstattung des „Klösterleins" Aue-Zelle, dessen Stiftung Barbarossa am 7. Mai 1173 zu Goslar vollzog, ein Stück Land von der Herrschaft Schwarzenberg abgetrennt. (C. d. S. r. Nr. 397).

Schwarzpach, Wernhardispach, Westervelt, Dittersdorf, Wildenaw geschenkt[1]).

Außer Beierfeld und Sachsenfeld[2]) sagen uns die Ortsnamen nichts über die Herkunft ihrer Begründer, und es ist ein wenig lohnendes Beginnen, an der Hand etwa vorhandener Ortsgeschichten etwas darüber erfahren zu wollen; überall ist der gleiche Verlust an Quellen festzustellen. Vielleicht dürfen wir aus dem Fehlen des Namens der Franken entnehmen, daß Leute aus dem fränkischen Sprachgebiet die Hauptmasse der Siedler bildeten, denn wo fränkische Ansiedlungen die Regel waren, hatte es wenig Sinn, eine Siedlung mit dem Namen der Franken zu versehen. Denselben Gedanken äußert Lang[3]); nach ihm ist das Fehlen des Frankennamens nicht ein Zeichen für Fehlen, sondern vielmehr für Häufigkeit des Vorkommens der Franken.

Über Siedler aus anderen Sprachgebieten fehlt jeder sichere Nachweis[4]). Vielleicht brachten die kirchlichen Abhängigkeitsverhältnisse, die auf Thüringen (Zeitz? Naumburg?) hinweisen, sprachlichen Einschlag von dorther mit sich; die ersten Mönche des Klosters Grünhain wurden aus Sichem oder Sittichenbach in der Grafschaft Mansfeld herbeigeholt[5]).

Die Frage, in welcher Weise sich etwa eine Mischung der Stämme[6]) in dieser Zeit vollzogen hat, ist kaum zu beantworten. Ist unsere Annahme richtig, daß unsere Landschaft in der Überzahl zuerst von den Franken besiedelt worden ist, so ist auch der Schluß berechtigt, daß das

---

[1]) Beyer a. a. O. S. 6. Ich würde es übrigens für sehr gewagt halten, aus dem Bestehen der Amtsgrenzen zwischen Schwarzenberg und Grünhain irgendwelche Folgerungen für die Ma. zu ziehen.

[2]) Sachsenfeld scheint sicher den Namen seiner ersten Bewohner, und nicht den des Locators zu tragen: wir haben in unserer Landschaft noch eine Sachsen-Ansiedlung: Sachsengrund. Diese liegt am Fuße des Großen Rammelsberges!

[3]) ZfdMaa. 1908, S. 19.

[4]) Für das weitere Gebiet s. Lang. ZfdMaa. 1908, S. 18.

[5]) Friedrich, a. a. O. S. 8.

[6]) Nicht im ethnographischen, sondern im Sinne der Ma.

Fränkische den Hauptgrundstock der sich auf dem neuen Boden bildenden Ma. ausmachte. Zu bedenken ist übrigens, daß trotz der großen Zahl der Orte die Einwohnerzahl gering gewesen sein muß: Beierfeld hatte ursprünglich 14 Hufengüter[1]). Selbst die Städte müssen sehr klein und unbedeutend gewesen sein[2]). Der Verkehr zwischen den Ortschaften war infolgedessen gering, und mundartliche Eigenheiten blieben gewahrt.

§ 51. Richtpunkte für die Beurteilung der zweiten Besiedlungsperiode im Gebiete der Herrschaft Schwarzenberg:

1. Die Bauernbesiedlung dieser Periode darf nicht aus dem Zusammenhang mit der Kolonisation des ganzen Landes gerissen werden; sie ist als deren letzte Welle und natürliche Fortsetzung nach dem Gebirge hin zu betrachten.

2. Die südlich und westlich von Schwarzenberg gelegenen rauhen Waldgebirgsgegenden bleiben noch frei von jeder Besiedlung.

3. Die Hauptmasse der deutschen Ansiedler ist als fränkisch anzusehen; ihre Sprache wird die Grundlage der sich hier bildenden Ma.[3])

§ 52. Der Seifenbergbau auf Zinn als Zwischenstufe in der Geschichte der Besiedlung des Erzgebirges („Aufschließen" der Urwaldgegenden). Neben dem bäuerlichen Kolonisationswerk muß sehr frühzeitig in der Gegend von Schwarzenberg und Beierfeld ein Bergbau auf Eisen umgegangen sein[4]). Dieser Frage nachzugehen, hat für unsere Zwecke wenig Sinn, weil das Eisenerz weit verbreitet

[1]) Beyer, a. a. O. S. 7.

[2]) Lößnitz z. B. hatte „propter paucitatem personarum et bonorum" ein Privileg (vom 19. Februar 1284, s. Oesfeld Hist. Beschr. I S. 179).

[3]) GV. § 10 fürs Vogtland.

[4]) Fröbe, a. a. O. S. 23 u. 25 spricht sogar von der „Versuchung", die Besiedlung der Landschaft mit sehr altem Bergbau in Verbindung zu bringen. Zum alten Eisenbergbau an den Mulden vgl. Lehmann a. a. O. S. 14. Nach ihm ist der Bergbau der Anlaß zur Besiedlung des Gebirges gewesen.

ist, und deswegen die Herkunft der Eisenbergleute nicht aus einer bestimmten Gegend abgeleitet werden kann. Nicht hoch genug jedoch kann man eine andere Art des Bergbaues für die Erkenntnis der Wurzeln unserer Ma. einschätzen, den Seifenbergbau auf Zinn. Man hat vor dem strahlenden Ruhme des aufsteigenden Schneeberg die bescheidene Schwester Neustädtel ganz vergessen; und doch ist dieses viel älter als die Silberstadt. Von Neustädtel über Zschorlau, Sosa, Bockau bis nach Eibenstock (Auersberg), von da bis nach Gottesgab[1]) (Fichtelberg), Seifen, Platten, Bärringen, Hirschenstand, Neuhammer, Neudeck befinden wir uns in einem Gebiete, das seine Erschließung dem Seifenbergbau auf Zinn verdankt[2]). Die meisten der genannten Orte tragen die Werkzeuge der alten Zinnseifner, Seifengabel und Haue, im Wappen. Diese Art von Stadtwappen unterscheidet die älteren Seifenorte von den jüngeren Bergwerksorten, und sie sind als geschichtliche Zeugen ersten Ranges zu bewerten[3]); durch sie wird der Ort als Zinnseifenansiedlung bezeichnet und damit einer bestimmten Besiedelungsperiode eingereiht.

§ 53. Herkunft der Zinnseifner aus dem Fichtelgebirge. Der Zinnstein ist in seinem Vorkommen an wenige Punkte der Erde gebunden; zu diesem gehört neben dem Erz-

[1]) Als östlichster Ort dieser Gruppe. (Vgl. Schurtz, Seifenbergbau).

[2]) Der Zinnstein SnO_2 kommt in der Natur nicht nur im festen Gestein, sondern auch im Schwemmlande vor und kann hier, z. B. an den Flußläufen ohne großen Aufwand von technischen Mitteln gewonnen werden. Diese Art der Erzgewinnung durch Auswaschen des Flußgerölls ist die „Seifenarbeit". (S. den Bergreihen bei Döring, a. a. O. Heft 2, S. 63).

[3]) Jüngere Bergstädte tragen Schlägel und Eisen; manche Zinnorte haben neben Schlägel und Eisen ein besonderes Zinnzeichen mit Seifengabel und Haue, z. B. JGSt. s E. S. 155. Lang, Zsch. Ma. S. 2 deutet das Zinnwappen von Zschorlau aus dem Jahre 1413 mit der Haue und dem Rechen als Sinnbild der sozialen Zweiteilung der Bevölkerung in Bergleute und Bauern. (S. Abbildung auf S. 121).

Die Erinnerung an die Zinnseifen ist dem Volke verloren gegangen. Der Spottname für die Eibenstöcker: *aimšdegy grāum* (im Sington), der sich auf die ehemals dort gefundenen Zinngraupen bezieht, wird heute vom Volk als Lieblingsspeise der Eibenst. gedeutet.

gebirge auch das Fichtelgebirge, in dessen Bereich der Zinnbergbau schon in germanischer Zeit betrieben worden sein soll. Die Frage nach der Herkunft der ersten bergmännischen Besiedler des Erzgebirges kann daher klar und einfach beantwortet werden: Sie kamen aus dem Fichtelgebirge[1]), indem sie nach der Weise bergmännischer Abenteurer von ihrer Heimat aus immer neue Fundstätten suchten, diese oberflächlich abbauten[2]) und dann weiter in den Urwald vordrangen. Sehen wir uns im Fichtelgebirge die bekannten Zinnfundorte genauer an, so können wir dessen weiteres Gebiet auf einen kleineren Kreis beschränken, in den wir die Heimat unserer Zinnseifner zu verlegen haben.

§ 54. Die Zinnseifenorte des Fichtelgebirges. Ein bekannter Erforscher der geologischen und bergbaulichen Verhältnisse des Fichtelgebirges, Dr. A. Schmidt, hat sich besonders mit den Zinnseifenorten beschäftigt[3]): Nach ihm ist in der bergmännischen Welt das Andenken an die ergiebigen Zinnbergwerke des Fichtelgebirges verloren gegangen (s. Archiv für Geschichte und Altertumskunde von Oberfranken, Bd. XV, Heft 6, 1884; Bd. XVIII, Heft 2, 1887 und Bd. XXI, Heft 1, 1890). Er zählt folgende Fundstätten auf: Waißenhaid, Schönlind bei Weißenstadt, Acherwiese bei Schönbrunn, am Geiersbach bei Furthammer. Am Westhange des Schneeberges beim Karches, am Osthange der Schneeberggruppe in den Waldabteilungen dürre Seife, Zinnschütz, Zinngräben bei Vordorf, beim Seehause, auf den von Weißenstadt südlich gelegenen Wiesen, an der Nordwestseite des Rudolfsteins, westlich von Wunsiedel im Röslatale bis zur Stollenmühle, bei Tröstau,

[1]) Die Beziehungen zwischen Erzgebirge und Fichtelgebirge dauerten bis in die Neuzeit fort, E. S. 190 (§ 11); noch 1826 schrieb das Wunsiedler Bergamt nach JGSt. um einen Zinnschmelzer, s. Zapf, a. a. O. S. 104.

[2]) Die ergiebigen Seifen sind im Laufe der Jahrhunderte bis in die neuere Zeit immer wieder umgewühlt worden.

[3]) Alb. Schmidt a. a. O. S. 75 f. und S. 78 f. Schmidt hat alles Bekannte über die fichtelgeb. Zinnseifen zusammengetragen. S. auch G. Schulze, a. a. O. § 55.

zwischen Bibersbach und der neuen Straße bei Wunsiedel, an der Zinnleithe bei Bibersbach, bei Dürnberg und Kirchenlamitz, an der Acherwiese bei Schönbrunn. Die Lage der aufgezählten Orte bezeichnet man am besten mit „zwischen (bei) Weißenstadt und Wunsiedel“ oder im „Centralstock des Fichtelgebirges“. (Vgl. auch Adolf Wurm, Geologie von Bayern [Berlin 1925] 1. Teil, S. 207 f.)

§ 55. Fichtelgebirgische Ortsbezeichnungen im Erzgebirge. Sehen wir uns nach Namen um, die im WE. denen des Fichtelgebirges entsprechen würden, so ist es bei den menschlichen Ansiedlungen schlecht damit bestellt. Wir könnten höchstens Breitenbrunn (WE. bei JGSt.) südlich von Wunsiedel anführen, das allerdings nicht als Zinnort angegeben ist, und dazu vielleicht noch Steinheidel bei JGSt. Steinheidel ist alter erzgebirgischer Zinnort; sein Name müßte mit dem -haid der fichtelgebirgischen Ansiedlungen in Verbindung gebracht werden. Auch der Ort Pfannenstiel darf wegen der Seltenheit seines Vorkommens unbedenklich als Kennzeichen benutzt werden: Dem „Pfannenstiel“ nordöstlich von Wunsiedel ist „Pfannenstiel“ bei Aue gleichzusetzen[1]). Warum finden wir aber im WE. so wenige dem Fichtelgebirge entsprechende Ortsnamen vor?[2]). Weil es die fichtelgebirgischen Zinnseifner ursprünglich nicht auf eine dauernde Niederlassung im Erzgebirge abgesehen hatten. Sie ließen sich im Urwalde „gleichsam auf den Raub ausgehend“ nieder und zogen nach Erschöpfung ihrer Seifenwerke weiter. Daher begnügten sie sich mit der Benennung von hervorragenden Punkten in der Landschaft[3]), und wenn wir die beiden Land-

[1]) Die Neue Sächs. Kirchengalerie S. 182 läßt den Namen „vielleicht“ bereits im Anfange des 15. Jahrhunderts aus dem Fichtelgebirge verpflanzt werden.

[2]) Es bleibe den Heimatforschern in den einzelnen Orten überlassen, weiterhin in dieser Richtung nach Beziehungen zum Fichtelgebirge zu suchen; ich habe mich hier auf das ganz Sichere beschränkt.

[3]) Wahrscheinlich hat es das Städtchen Neustädtel im WE., ein alter Seifenort, aus diesem Grunde nicht zu einem besonderen Namen gebracht.

schaften, die fichtelgebirgische und die westerzgebirgische daraufhin ansehen, wird unsere Ausbeute an gleichlautenden Bezeichnungen von Örtlichkeiten nicht gering sein [1]).

Da ist zuerst als Haupt des ganzen Erzgebirges der Fichtelberg zu nennen. Seine Namensverwandtschaft mit dem Fichtelgebirge wird niemand leugnen, der weiß, daß das Fichtelgebirge selbst ursprünglich nur „der Fichtelberg" oder „der große Fichtelberg" genannt wurde [2]). Die Erinnerung daran ist bei allen Geographen und Geschichtsschreibern zu finden, vgl. z. B. Lehmann, Helfrecht u. a. [3]). Wahrscheinlich gab die äußere Gestalt den Anlaß zur Namengebung. Der erzgebirgische Fichtelberg trägt auf seinem „Kamelrücken" den beiden Höckern entsprechend zwei Gipfel; die beiden Berge Ochsenkopf und Schneeberg, denen ursprünglich allein der Name Fichtelberg zukommt (im Gegensatz zum später weiter ausgedehnten Begriff Fichtelgebirge) erscheinen von der Ferne als ein zweigipfliger Berg [4]).

Nächst dem Fichtelberg ist der Ochsenkopf ein ausgezeichneter Wegweiser bei unseren Untersuchungen [5]). Der erzgebirgische Ochsenkopf liegt nördlich von Steinheidel; in nicht allzugroßer Entfernung davon finden wir den Namen nochmals bei Rittersgrün. Der Geschichtsschreiber von Bockau, Mag. Körner, bringt ganz richtig den Namen im WE. zu dem im Fichtelgebirge in Beziehung: „Der Name Ochsenkopf,

[1]) Die Seifenwerke erhielten ihren Namen von einem Flusse oder einem Berg, an dem sie gelegen waren, z. B. „Die Seifen am Auersberg". Der Ort Steinbach bei JGSt. wurde ursprünglich nur „die Seifen am Steinbach" genannt. Andere Ortsnamen: Streitseifen bei JGSt., Trinkseifen bei Neuhammer, Seifenhäusl oder nur Seifen (s. Karte).

[2]) Dazu G. Schulze, a. a. O. S. 3.

[3]) Lehmann, a. a. O. S. 30. Nach ihm hat der erzgebirgische Fichtelberg seinen Namen „sonder Zweiffel vom Egrischen großen Fichtelberg geborget". Helfrecht a. a. O. S. 6.

[4]) Ein Vergleich des Fichtelberges mit dem Fichtelgebirge findet sich bei Lehmann S. 30 ff.

[5]) Vgl. L. Zapf a. a. O. über den Bergnamen Ochsenkopf (S. 28 ff.).

dessen Bildniß an einer Tanne, eine Viertelstunde unterm Jagdhause, angeschlagen stehet, hat seinen Namen von den fränkischen Anbauern bekommen, welche diesen und viele andere Namen, vom großen Fichtelberge her, mitgebracht“ [1]).

In ziemlicher Nähe des erzgebirgischen Ochsenkopfs erhebt sich auch der erzgebirgische Schneeberg; er trägt die nach ihm benannte Stadt auf seinem Rücken, und sie hieß lange Zeit nur die Stadt auf dem Schneeberg. Die Übertragung des Namens vom fichtelgebirgischen auf den erzgebirgischen Schneeberg mag durch die Neustädteler Zinnseifner erfolgt sein.

Bei dem Vergleich der fichtelgebirgischen und erzgebirgischen Bergnamen ist vor allen Dingen die fichtelgebirgische Platte nicht zu übersehen [2]); sie hat dem erzgebirgischen Großen Plattenberg und der „Stadt zur Platten“, (amtlich Platten) mundartlich *dɔ blad*, ihren Namen geliehen.

Auch der neben dem Ochsenkopf im Erzgebirge als Bruderberg liegende Bernecker [3]) mag irgendwie, und sei es nur rein sprachlich, mit der am Fichtelgebirge liegenden Stadt Berneck in Verbindung gebracht werden. Dasselbe gilt von der Stadt Bärringen im westlichen Erzgebirge. Diese heißt in der Ma. *bærnizz*; die Mundart hat die alte Form treu bewahrt. Auf der kurfürstlichen Postmeilensäule vom Jahre 1728 (auf dem Marktplatz von JGSt.) ist der Ort als „Perniger“ verzeichnet; Lehmann schreibt sogar noch Pernegger [4]).

§ 56. Leiten, -grün, -reut, -hübel u. a. Außer diesen bestimmten Ortsnamen, die über die Herkunft und Art der

[1]) Körner a. a. O. S. 229, 230. Das Bildnis des O. an der Tanne würde dem Steinbild auf dem Ochsenkopf im Fichtelgebirge entsprechen. Dieser wird schon 1491 bezeugt und soll dem ganzen Berg den Namen eingebracht haben. Zapf a. a. O. S. 29.

[2]) Pachelbel, a. a. O. S. 66. „Hernach stößet daran die Platten, oder der Plattenberg.“

[3]) Vgl. Gradl, Ortsnamen S. 9.

[4]) Lehmann S. 516. Das im WE. blühende Geschlecht der Müller v. Berneck stammte aus „dem Flecken Berneck, bey Hof in Bayreutischem (Oettel a. a. O. S. 295).

Einwanderer keinen Zweifel gestatten, gibt es eine Menge von Ortsbezeichnungen, die nur in Verbindungen mit einem Bestimmungswort auftreten, und die uns aus dem engen Kreise des Fichtelgebirges herausführen in ein größeres Gebiet, nach Franken und nach der Oberpfalz. Es sind dies alle die mit -leite[1]), -grün[2]), -reut[3]), -hübel (hüwel)[1]) zusammengesetzten Namen. Über sie kann unter Hinweis auf heimische Schriftsteller schnell hinweggegangen werden, weil ihre Bedeutung für die Siedlungsgeschichte des Erzgebirges hinreichend gewürdigt worden ist. Sie sind an dieser Stelle, und nicht schon in Verbindung mit der zweiten Besiedlungsperiode zu nennen, weil sie — für das Westerzgebirge wenigstens — ziemlich jung sind. Nach meiner Meinung sind sie nur zum Teil in die zweite Periode zu setzen, den Hauptanteil mag die Zinnseifenperiode haben, ein Teil kann sogar noch viel jünger sein und aus der dritten Besiedlungsperiode v. Süßmilchs stammen. Als Beweis führe ich das in § 51, 2 dieser Arbeit Gesagte an.

Von den vielumstrittenen Leiten sei eine besonders erwähnt, weil ihr Zusammenhang mit dem Fichtelgebirge nicht geleugnet werden kann: es ist die Farbenleite bei JGSt. Sie ist mit der Farmleite[4]) im Fichtelgebirge in Verbindung zu bringen; die fichtelgebirgische Farmleite wird als besonders ergiebige Zinnfundstätte erwähnt[5]), und auch auf der Farbenleite bei JGSt. befinden sich alluviale zinnreiche Ablagerungen. Der Name der Farbenleite darf uns in seiner Form nicht stören; sie ist amtlichem Unverstand zu verdanken, der aus dem ma. *farm* (Farnkraut[6]), wegen der in der Nähe stehen-

---

[1]) Vgl. dazu allerdings GV. § 46.

[2]) Vgl. GV. § 44 mit Angabe von Zahlen u. § 44, 1. Daß die -grün jünger sind als die -reuth, beweist G. Schulze a. a. O. S. 119.

[3]) Vgl. GV. § 44, 3.

[4]) Pachelbel a. a. O. S. 66 „die Hohe Farmleuten". Helfrecht a. a. O. S. 168 ff.

[5]) Schurtz, Seifenbergbau S. 28 f.

[6]) Pachelbel a. a. O. S. 66: „wegen des vielen darauf wachsenden Farm (sic!) Krauts also benahmet". Vgl. auch Buck, Oberdeutsches Flur-

den Farbmühle die Mehrzahl von ma. *farb* = *farm* heraushörte und den Namen in dieser Form auf der Karte eintrug.

Die wenigen -grün unserer Landschaft sind alte Hammerwerke. Da diese erst im Gefolge eines regen Eisenbergbaues auftreten konnten, sind sie später anzusetzen als die Bauernsiedlungen.

§ 57. Ergebnis unserer bisherigen Untersuchungen über die Besiedlungsgeschichte der Landschaft Schwarzenberg. Auf eine (allgemein) fränkische dünne Bauernbesiedlung folgte eine Einwanderung und Besiedlung durch Zinnseifner, deren Heimatgebiet der Zentralstock des Fichtelgebirges mit den dort bekannten Zinnseifenorten ist. Von einer Einwanderung aus anderen Gegenden ist so wenig bekannt, daß wir die Erhaltung und Stärkung des fränkischen Elements, also auch der Ma. annehmen dürfen. In diesem Sinne verstehe ich auch Bremer, Ethnographie der deutschen Stämme[1]): ... im Erzgebirge vorzugsweise Ostfranken, weiter nördlich vorzugsweise Thüringer[2]). „Beide Stämme haben sich derart gemischt, daß man sagen darf, je weiter nach Süden, um so mehr überwiegt das fränkische[3]), je weiter nach Norden, um so mehr das thüringische Element".

---

namenbuch S. 66. O. Philipp, ZfdMaa. 1915, S. 223, ist in der Lage, einige Beispiele der Schreibweise aus früherer Zeit zu bringen: „vber die Farmleite nach Neudeck ans Gugelwasser (1621), Farmen Leytte (1585), an der sog. Farb Leuthen 1732."

[1]) Pauls Grundr. 3 (1900) S. 943 (§ 234).

[2]) Über „Thüringer" vgl. E. O. Schulze, a. a. O. S. 128.

[3]) Da unsere Ausführungen keine Besiedlungsgeschichte in engerem Sinne sein wollen, sondern nur Beiträge zum Verständnis der Entwicklung der Ma. des WE., so sei zum Begriff „fränkisch" folgendes gesagt: Die Heimat der fichtelgebirgischen Zinnseifner ist nicht als rein ost„fränkisch" anzusehen, sondern zwischen Weißenstadt und Wunsiedel zieht die Grenze zwischen ostfränkisch und oberpfälzisch durch, so daß nur Weißenstadt entschieden ostfränkisch ist. (S. Gradl, Maa. Westböhmens S. 85, Anm. 5. Bayerns Maa. Bd. I). Wir kommen hier in die Gegend der Sechsämter Ma.,

§ 58. Die dritte Besiedlungsperiode v. Süßmilchs. Nehmen wir an, daß sich die von uns bisher als fast rein ostfränkisch festgestellte Bevölkerung der Landschaft Schwarzenberg auf natürliche Weise vermehrte, so dürfen wir auch der sich hier bildenden Kolonialmundart einen fast reinen ostfränkischen Grundcharakter ohne starke meißnische, thüringische oder gar niedersächsische Beimischung zuerkennen. Eine folgenschwere Störung der ältesten Ma. des westlichen Erzgebirges trat erst ein, als durch die Entdeckung der reichen Silberschätze auf dem Schneeberge jene ungeheure Menge von Einwanderern angelockt wurde, die auch nach dem Erlöschen des Bergsegens im Lande blieb und das Erzgebirge zu einem der am dichtesten bevölkerten Gebirge der Erde gemacht hat. Mit der Betrachtung dieser Vorgänge treten wir in die dritte Besiedlungsperiode v. Süßmilchs ein; ihren Beginn wollen wir in das Jahr 1472 verlegen: es war das Jahr „da man allererst den rechten Putzen beyn Haaren gekrieget[1]).

Die große Zahl[2]) des damals nach dem Schneeberg zusammengeströmten „seltzamen Volkes aus allerley Landen“[3]) war für das Mittelalter unerhört; diese großartige Jagd nach dem Glücke[4]) findet ihresgleichen in der Geschichte vielleicht

---

einer „eigentümlichen, breit und kräftig klingenden“ Ma., welche die Bewohner in den Ruf der Derbheit gebracht hat. S. Frommanns Dt. Maa. Bd. V 1858, S. 130. Vgl. auch Zapf, Fichtelgebirgische Maa. nördlich von der Waldsteinkette, Frommanns Dt. Maa. Bd. IV. S. 253 (Ma.proben). Ausführliche Sprachprobe bei Pachelbel a. a. O. S. 100f. Die vielen obpf. Bestandteile unserer we. Ma. sind demnach in unserer Landschaft Schwarzenberg wohl als Erbgut aus der Zeit der Zinnseifner anzusehen; für andere Gegenden (Vogtland) mögen Bauern die Träger der Vermittelung gewesen sein. Zum geschichtlichen Hin- und Herschwanken jener fichtelgeb. Gegenden vgl noch G. Schulze, a. a. O. S. 75 und 76f. Über die Entstehung der ostfr. Ma. vgl. O. Bremer, Beitr. z. Geographie d. dt. Maa. S. 16f.

[1]) Meltzer S. 37.

[2]) Im 15. und 16. Jahrhundert gab es nach Mosch a. a. O. S. 59 in Schneeberg auf 12000, in St. Annaberg ebensoviele Einwohner.

[3]) Meltzer S. 61.

[4]) Dichterische Verherrlichungen der Zustände s. Döring, a. a. O. Heft 2, S. 41, S. 52.

nur im australischen und kalifornischen Goldfieber des 19. Jahrhunderts.

Das furchtbare Zusammengedrängtsein[1]) solcher Menschenmassen auf einen so beschränkten Raum, wie es der Schneeberg war, mußte aufs schnellste zur Herausbildung einer neuen Ma. führen, und wir sind berechtigt, den Satz aufzustellen:

Der Gründungstag von Schneeberg[2]) ist zugleich als der Geburtstag einer neuen Ma. anzusehen, die sich von Schneeberg aus über das ganze westliche obere Erzgebirge ausgebreitet hat[3]).

§ 59. Ausbreitung der neuen Ma. Die dritte Besiedlungsperiode v. Süßmilchs bedeutet für das westliche Erzgebirge die Verteilung der in Schneeberg[4]) angestauten Menschenmassen über das Obergebirge und das Entstehen

---

[1]) Wie es bei solchen Stadtgründungen aussah, beschreibt anschaulich E. a. a. O. S. 19. „Viele musten bey den Köhlern in Walde, in Kohlhütten beym Holtzhauern des Nachts liegen. Die wenigen Wald-Häuser . . waren so angefüllet, daß es in manchem Hause von Menschen gethönet, indem immer in die 12 biss 13 und 14 Paar Eheleute, ohne die Kinder und ledigen Personen bey manchem sich aufgehalten, daß, wer aufgestanden, bald seinen Sitz missen und sich nicht wieder niedersetzen können".

[2]) Als Gründungstag wurde der 6. Februar 1471 angesehen. Vgl. Neue sächs. Kirchengalerie S. 7, auch Meltzer I, S. 114 und Meltzer S. 31 ff. Die eigentlichen Anfänge der Stadt sind zeitlich nicht genau zu bestimmen.

[3]) Jetzt erst beginnt man, auch die Hand an die Wälder des hohen Gebirges zu legen; die Vernichtung des Waldes ist hier nicht ein Werk des Bauern, sondern des Bergmanns.

[4]) Wegen der westöstlichen Richtung des Hauptstromes der Einwanderer ist Schneeberg als Ausgangspunkt zu wählen, nicht Annaberg. Dort spielen sich dieselben Vorgänge wie in Schneeberg ab, dasselbe „Neugeschrei" von den Silberfunden, dieselbe Menschenanhäufung. Da die „neue Stadt am Schreckenberge" erst 1496 gegründet wurde, so mögen sich schon viele enttäuschte Schneeberger hier eingefunden haben.

Über die Ma. von Annaberg liegt eine kurze Nachricht bei Jenisius (s. Lit.) vor, lib. I, pag. 57: lingua qua incolae utuntur, Misnica Dialecto pinguius quiddam sonat ac crassius. Aus derselben Quelle stammt das Zeugnis Arnolds (s. Lit. S. 105) „Die Sprache allnier ist etwas gröber und unhöflicher alss anderer Orten in Meyssen zu seyn pfleget".

einer Anzahl von Bergorten[1]) innerhalb der kurzen Zeit vom Ausgange des XV. bis in die Mitte des XVI. Jahrhunderts. Innerhalb des von nun an als einheitliches Wirtschaftsgebiet erscheinenden westlichen Erzgebirges verbreitete und befestigte sich auch die neue Ma.

§ 60. Der Grundcharakter der neuen Ma. bleibt ostfränkisch. Um des allgemeinen Verständnisses willen ist in großen Zügen ein klares Bild von dem Verlaufe der dritten Besiedlungsperiode gezeichnet worden. Es ist nun notwendig, daß wir uns nochmals in die Zeit der Anfänge des Schneebergs zurückversetzen und uns fragen, was wir unter „Entstehung einer neuen Ma." zu verstehen haben. Dieser Frage kommen wir näher, wenn wir wissen, woher der größte Teil der fremden Einwanderer stammte. Glücklicherweise hat uns Meltzer überliefert, daß das fremde Volk aus Zwickau[2]), Sachsen und Franken[3]) kam. Unter den Franken haben wir natürlich in erster Linie wieder an die fichtelgebirgischen Bergleute zu denken; daß bei der großen Nähe des Erzgebirges auch mancher nichtzünftige Bergmann aus Franken mitgelaufen ist, versteht sich bei dem in Aussicht stehenden Gewinn von selbst.

Und was hatte Zwickau um diese Zeit für eine Mundart? Sicherlich eine Mundart, die dem Fränkischen[4]) vielleicht

[1]) 1504 wird Buchholz zur Stadt erhoben, 1500 Scheibenberg gegründet, Schlettau zur Stadt erhoben, 1526 Oberwiesental, 1532 Gottesgab, 1535 Platten gegründet, 1516/17 Joachimsthal, 1521 Marienberg gegr. 1540 das Dorf Gißdorf unter dem Namen Josephstadt (Jöhstadt) zum Bergflecken erhoben. Die innere Verwandtschaft der bedeutenden Bergstädte zeigt sich rein äußerlich durch die Benennung nach Personen der heiligen Familie.

[2]) Meltzer I, S. 49.

[3]) Meltzer I, S. 126 nennt „so viele und fast unzehlige" inn- und ausländische Gewercken, sonderlich die Sachsen und Nürnberger, deren letztern Nicol Gaulenhöffer vornemster Verleger gewesen. Hecht a. a. O. S. 17 nennt die Blaue aus Nürnberg als Gewerke einer Zeche bei Blauental, Oettel a. a. O. S. 284.

[4]) Eine Durchsicht von Philipps „Zwickauer Ma." berechtigt zu dieser Annahme. Trotz der obersächsischen Entstellungen ist der fränkische Grundcharakter dieser Ma. noch zu erkennen.

ebenso nahe stand, wie das heutige, stark obs. beeinflußte Vogtländische dem heutigen Fränkischen.

Damit ist zum dritten Male eine [jetzt ungemein starke] Besiedlungswelle für unser Gebirge erwiesen, als deren Ursprung allgemein gesagt Ostfranken anzusehen ist; die Grundlagen der „neuen Ma." sind demnach ostfr. geblieben.

Gleichwohl mußten wir sie mit Rücksicht auf das lange Verweilen der hier schon vorhandenen (obpf.-)ofr. Ma. auf fremdem Boden und auf den Zuzug von allerlei fremden Elementen eine neue Ma. nennen. Auf das weitere „Wie" des ganzen geheimnisvollen biologischen Vorgangs, der Vermischung (Ausgleich? Anpassung?) der verschiedenen hinzukommenden Bestandteile können wir nicht weiter eingehen, es bleibt uns in seinen innersten Tiefen doch verborgen; wir müssen uns darauf beschränken, die Gemengteile anzuführen, die sich zu dem Fränkischen gesellten.

§ 61. Der Zuzug aus anderen Gegenden, die den ostfr. Grundcharakter der alten Ma. beeinflussen, so daß diese zu einer neuen Ma. wird. Der Zuzug aus Sachsen ist schon oben (S. 92) erwähnt. Gemeint ist dem Sprachgebrauch der Zeit entsprechend Niedersachsen,[1]) dessen Sprachgebiet damals weiter südlicher reichte als heute. Während die Sachsen „unverständige Bergleute" genannt werden und wahrscheinlich deswegen einer besonderen Erwähnung gewürdigt worden sind, verlieren die Chronisten wegen der Selbstverständlichkeit des Vorganges kein Wort über den Zuzug Freiberger Bergleute; gerade sie müssen neben den fichtelgebirgischen zünftigen Bergleuten von vornherein wegen ihrer weitberühmten Kunstfertigkeit dazu bestimmt gewesen sein, auf dem Schneeberge eine führende Rolle zu spielen Sind sie in großer Zahl erschienen, dann haben sie auch —

[1]) Meltzer, Gangraena metallica S. 91 f. bezeichnet ausdrücklich die Sachsen als dem meißnischen Bergwerk fremd; durch die Sachsen, welche „unverständige Bergleute" waren, sei das Meißnische Bergwerk wohl „öffters sehr gekränket worden."

vielleicht sogar schon als feinere Vorbilder — die Verbreitung ihrer obs. Ma. im WE. gefördert[1]).

§ 62. Die deutsche Bergmannssprache als besonderes Merkmal der neuen Ma. gegenüber fränkischen Nachbarmundarten. Wenn wir annehmen, daß auch die der neuen Ma. benachbarten Maa. der Hauptsache nach fränkisch waren, so hätten wir keinen Grund und keine Berechtigung, unsere Ma. ohne den Nachweis eines besonderen Merkmals von jenen abzusondern. Dies Merkmal ist uns in der deutschen Bergmannssprache gegeben; sie ist es, die der Ma. des westlichen Erzgebirges[2]) von Anfang an ihr besonderes Gepräge gegeben hat, und die auch heute noch dem WE. erst die rechte Würze verleiht; man kann sogar behaupten, daß die Bergmannssprache erst hier oben zur richtigen Ausbildung gelangt ist[3]). Die alten Zinnseifner gehörten zwar

---

[1]) Zu unserer Zeit hatte Freiberg schon längst obs. Ma., vgl. Franke, Der obers. Dialekt, S. 9 (Progr.). Ders. meint in Bayerns Maa. II, S. 343, daß die Mischung von obs.-(obpf.-)ostf. = 2 : 1 ausmacht. Diese Angabe ist aber mit Vorsicht zu benutzen, weil m. E. zeitlich nicht scharf genug abgegrenzt und bestimmt.

[2]) Bei diesen Betrachtungen ist es nötig, daß wir nicht nur die Landschaft Schwarzenberg ins Auge fassen, sondern das ganze Gebiet des [heutigen] WE.

[3]) Die Namen der Metalle Kobalt und Nickel u. a. sind hier entstanden; es sind Übertragungen aus der Gespenster- und Hexenwelt des Volkes: die Bergleute glaubten sich von Kobolden und Nickeln genarrt, als es sich herausstellte, daß die so schön silberweiß glänzenden Erze kein Silber waren. Auch den Namen des Metalls Wismut suche ich so zu erklären. Alle bisherigen Erklärungsversuche sind unbefriedigend (siehe z. B. Kluge, Et. Wb. S. 496). Ich möchte die zweite Silbe des Wortes mit dem we. *mūd* in Verbindung setzen = mhd. ndd. *mot* stn.! ‚schwarze torfartige Erde, Moor, Moder', D. Wb. VI, 2600. Es wäre also „Dreck", die ärgerlich gebrauchte Bezeichnung für eine wertlose Sache, die man mit großer Mühe aus der Erde geholt hat. Der erste Bestandteil des Wortes ließe sich mit dem in der Ma. des WE. bekannten *bilmis, bulmis* zusammenbringen, siehe Obs. Wb. 1, 108 unter ‚Billenschnitt'. Das Wort als *bilwiz* im mhd. Wb. II, 30: Bilwisz = lamia. Vor allem Schmeller I, 230. *Bilwez* in der Zusammensetzung mit *-hâr, -zotten, -schedel, -kind* usw. ein Ausdruck des Unwillens [wie WE. *bilmiskob*]. Demnach wäre es erlaubt, an *bilwes-mod*

auch zu den Bergleuten; sie waren aber eine besondere Gilde, und ihre technischen Mittel waren bei weitem nicht so mannigfach, daß sie in der Lage gewesen wären, der Ma. die Menge von Ausdrücken zuzuführen, die wir der Bergmannssprache verdanken.

Das Verbreitungsgebiet der Bergmannssprache[1]) müßte sich mit der Kernlandschaft des heutigen WE. decken, wenn hier der Bergbau noch so stark im Schwange wäre wie früher. Wir können uns aber anstatt der ganzen Sprache mit einem Wort begnügen, das als einer der letzten Reste des ehemals so blühenden Bergbaus noch heute im WE. und im Erzgebirge überhaupt von jung und alt bei jeder möglichen Gelegenheit gebraucht wird; dies ist der Gruß ‚Glückauf'[2]). Nach dem Vogtlande zu bildet er eine Sprachgrenze, deren genaue Feststellung einer späteren Untersuchung vorbehalten werden muß.

---

zu denken, d. i. ein verhexter Dreck. Diese Deutung des Namens Wismut würde gut in die Kobalt-Nickelfamilie in dem oben ausgeführten Sinne der alten Bergleute passen. Nach Meltzer, Gangraena met. S. 83 pflegen z. B. die Bergleute zu sagen, „daß sie zu früh kommen, wenn sie einen schönen Wißmuth antreffen".

[1]) Als ältestes Denkmal der bergmännischen Kunstsprache ist das Bergrecht von Freiberg anzusehen. Vgl. hierüber H. Ermisch, Das sächsische Bergrecht des Mittelalters, Leipzig 1887. Hierin auch S. 71 ff. die sprachlich beachtenswerten ältesten Schneeberger und Annaberger Bergordnungen. Zu welch hoher Blüte die Bergsprache gediehen war, zeigt E. Goepfert, Die Bergmannssprache in der Sarepta des Johann Mathesius, Straßburg 1902 (Beiheft zur Zs. f. deutsche Wortforschung). Eine gute Bemerkung über die Wirkung der Bergsprache auf ihrem Mutterboden gibt Sigismund, S. 50: „Unter der Erde dagegen fühlt man, gleichwie am Bord eines Schiffes in Bezug auf die Schiffersprache, daß das ureigenthümliche Bergmannsleben eine eigene Sprache will, und es erscheinen nicht nur die Knappengrüße, sondern auch die meisten technischen Ausdrücke so urwüchsig und treffend, daß man fast fürchtet, sich selbst albern zu erscheinen, wenn man diese uralten Wörter durch oberirdische Synonymen ersetzen wollte. Sprachreiniger würden in der Knappensprache manches Goldkorn zum Ersatze ausländischer Flitter finden."

[2]) Wie stark sich die Gegenden des Silberbergbaues von anderen Gegenden durch den bloßen Anblick der Gebäude und sonstiger Kunstbauten abheben, dazu vgl. Bleyl [s. Lit.].

§ 63. Sprachgrenzen auf Grund geologischer Beschaffenheit des Mundartgebietes. Bei dem Gedanken, ein Wort aus der Bergmannssprache als sprachgrenzenbildend zu kennzeichnen, taucht sofort der eben so nahe liegende Gedanke auf:

Da die alte bergmännische Bevölkerung an die Bodenbeschaffenheit des Landes gebunden war, so müssen sich aus den unveränderten geologischen Verhältnissen alte Ma.-grenzen feststellen lassen.

Zu denken ist hierbei in erster Linie an die Grenzen zwischen OE. und WE. Betrachtet man den Verlauf der Grenzlinien zwischen beiden Mundarten, so fällt auf, daß die alten berühmten Bergwerksorte — mit den Grenzorten Marienberg, Thum, Ehrenfriedersdorf, Geyer — alle innerhalb der Grenzen des WE., also im Kerngebiete des WE. liegen. Eine einzige Ausnahme macht Marienberg mit der *ei*-Linie[1]); hieran ist ohne Zweifel obers. Einfluß Schuld[2]). Erst weit im Osten, im Gebiete des OE., treten nahe bei einander liegend wieder drei berühmte Bergstädte auf, Zinnwald, Altenberg und Geising; sie bilden ein Bergwerksgebiet (auf Zinn!) für sich gegenüber den westerzgebirgischen Silberorten, und die Gründung von Altenberg[3]) in der Mitte des XV. Jahrh. durch Freiberger und Graupener[4]) Bürger mag hier anderen Sprachgrund geschaffen haben als ihn die we. Städte aufzuweisen haben. Daß die Städte Thum, Ehrenfriedersdorf und Geyer bekannte Zinnfundorte sind und sich trotzdem nicht in ihrer Ma. von den Silberstädten unterscheiden, liegt an dem Durcheinander der dortigen geologischen Verhältnisse. Nach Frenzel[5]) werden die

[1]) Vgl. ZfdMaa. 1907, S. 21, Nr. 7.

[2]) Vgl. dazu auch ZfdMaa. 1907, S. 25 oben.

[3]) Reyher a. a. O. S. 36.

[4]) H. Ermisch, Das sächsische Bergrecht des Mittelalters [s. Lit.], S. XVII, Anm. 1: „Im 14. Jahrhundert trugen die Spitzhüte von Goslar viel zur Hebung des Zinnbergbaus von Graupen bei".

[5]) S. 294.

Ehrenfriedersdorfer Zinnerzgänge von einigen Silbererzgängen der Annaberger Formation durchsetzt[1]).

Die Grenze zwischen OE. und WE. ist demnach alt, und sie ist in ihrer heutigen Gestaltung nicht durch das Vordringen des Obs. beeinflußt worden.

Die Grenzen gegen das Obs. im Norden und gegen das Vogtländische können nicht mit gleicher Sicherheit aus der Beschaffenheit des Untergrundes herausgelesen werden. Aber der Schneeberger Bergmann hatte keinen Grund, über die nördlich von Schneeberg gelegenen Abhänge des Gebirges vorzudringen, und der Zwickauer Kohlenbergbau, der einst manchem Erzbergmann neue Verdienstmöglichkeit bot, zeigt heute nur einen ganz schwachen Abglanz der ehemaligen Bergherrlichkeit des Erzbaues mit seinen Sitten und Gebräuchen. Im Vogtlande wurde ehedem auch Bergbau betrieben — es bestanden hier sogar Bergämter — für die heutige Zeit gilt jedoch das auf S. 95 über die Glückaufgrenze Gesagte[2]).

§ 64. Benennung der neuen Mundart. Übergang auf die nächsten Besiedlungsperioden. Nachdem wir die Bedingungen, unter denen die neue Ma. entstanden ist, und ihr Wesen kennen gelernt haben, bleibt uns nur noch übrig, sie mit einem Namen zu versehen. Dieser ergibt sich aus

[1]) Die Grenzen des Singtongebietes scheinen auch auf dem Vorkommen bestimmter Bergarten zu beruhen: während die Zinnseifenorte „singen", sind die Orte des Silber- und Wismutbergbaues frei vom Sington. Die alte Seifenansiedlung Neustädtel, heute der Hauptort des Wismut- und Kobaltbergbaues, hat den Singtон verloren, weil hier der Silberbergmann den Zinnseifner verdrängte.

[2]) Das Vogtländische steht dem WE. trotz seiner *nigs* und *-bf-* viel näher, als man für wahr haben will. Nach der lautlichen Charakteristik der vogtländischen Ma. in engerem Sinne, GV. § 11, entspricht das WE. dem Vogtländischen von 11 Punkten in 8, einer (c) enthält neben gleichartigen Erscheinungen nebensächliche Abweichungen. *-bf-* ist wohl der Hauptpunkt, der den meisten Streit erregen würde. Über *nigs* (GV. § 11 d) vgl. Bremer, Geographie d. dt. Maa. S. 21 (*niśd* obers. Eindringling). Vgl. auch Grimm a. a. O. S. 37 Anm.: „In der Syntax steht unsere Ma. dem WE. sehr nahe, überhaupt scheint das Westerzgebirgische dem Vogtländischen ziemlich nahe zu stehen".

dem Verbreitungsgebiete der Ma. von selbst; nach diesem hätten wir die Ma. als die Westerzgebirgische [1]) zu bezeichnen. Sie ist mit der kolonisatorischen Tätigkeit des Bergmanns [2]) zugleich bis in die höchsten Lagen des Gebirges vorgedrungen und hat sich hier bis auf unsere Zeit am reinsten erhalten, während das „Niederland“ mit seinen Ortschaften [3]), je weiter diese nördlich lagen, früher oder später dem von Norden herandrängenden Meißnischen zum Opfer fiel.

§ 65. Der Einfluß der vierten und der fünften Besiedlungsperiode auf die Ma. Ein Einfluß der vierten Besiedlungsperiode auf die Ma. ist nicht nachzuweisen, da sich die böhmischen Exulanten im allgemeinen über ganz Sachsen hin zerstreuten; von den Massenansiedlungen, die damals — meist hart an der Grenze — entstanden, muß für das WE. JGSt. genannt werden. Die Gründer und Erbauer dieser Stadt kamen jedoch, wie oben § 11 dargetan ist, aus dem westerzgebirgischen Mundartgebiete.

Die Einwirkungen der fünften Besiedlungsperiode auf die Mundart sind im Teil I dieser Schrift einer genauen Betrachtung unterzogen worden. Was dort von JGSt. gesagt ist, gilt auch für die übrigen Orte des westlichen Erzgebirges. Als Regel ist anzusehen: Je mehr man sich dem Gebirgskamme nähert, desto geringer ist der Einfluß des Obs. (§ 63), und desto reiner erscheint hier die Ma. Städte mit reger Industrie, wie Aue und Schwarzenberg, erliegen dem Obs.[4]) zusehends, Eibenstock und JGSt. sind wegen ihrer höheren Lage geschützter. In weiterem Abstande folgen Dörfer und Streusiedlungen bis zu den Einschichten (ma. *waldhaisr, dsarnhaisr*

[1]) Heutige Grenzen vgl. ZfdMaa. 1907, 1.

[2]) Die bergmännischen Ansiedlungen zeigen, soweit nicht Anpassung an die Geländeformen (tiefe Täler, runde Bergkuppen) maßgebend für die Gestaltung der Anlage war, entweder rein quadratische Form (siehe S. 15 Anm 4) oder es sind Streusiedelungen.

[3]) Auch Chemnitz wird in alter Zeit als fränkisch-westerzgebirgisch anzusprechen sein.

[4]) Über das allgemeine Vordringen dieser Ma. vgl. Bremer, Geogr. d. dt. Maa. S. 13 f.

Zechenhäuser, vogtländisch *ādsled* „einzled“ nach W. Ruderts „Uosterwasser“ S. 27). Hier ist die Ma. noch am wenigsten gefährdet.[1])

Die Geringschätzung, die der obs. Ma. in der heutigen Literatur und im Volksbewußtsein trotz ihrer Stoßkraft entgegengebracht wird, ist nicht allein der „Bliemchenliteratur“ zuzuschreiben, sondern sie scheint dem innersten, unbewußten Gefühle des Volkes zu entstammen, daß diese Ma. die altheimische Ma. und damit das eigene Volkstum untergräbt.[2])

§ 66. Charakter der Bevölkerung. Erst die genaue Kenntnis des Wesens unserer Ma. berechtigt uns ein Urteil über die im hohen Erzgebirge ansässige Bevölkerung abzugeben; gewöhnlich wird von Reisenden, die oberflächlich das Gebirge durchstreifen, und auch von anderen stammesfremden Personen hierin durch Übertragung einzelner Beobachtungen auf die Allgemeinheit viel gesündigt. Wie uns

[1]) Während sich im Niederlande um die bedeutenden Großstädte herum infolge der günstigen Verkehrsverhältnisse große Mundartprovinzen bilden, widersetzt sich das Obergebirge bis heute noch der Eingliederung in eine solche Provinz wegen der Hindernisse, die hier die Eisenbahnen zu überwinden haben.

[2]) Aus dem fränkischen Grundcharakter, den wir durch den IV. Teil dieser Schrift nachgewiesen haben, ergibt sich auch mit Notwendigkeit, daß das WE. keinesfalls dem Obersächsischen zuzurechnen ist. In diesem Sinne vgl. Lang, ZfdMaa. 1908, S. 21. Deswegen war auch die Einteilung der Maa. in Bremers Geogr. d. dt. Maa. S. 241 (bezieht sich aufs ganze Erzgebirge) richtig fürs WE. und besser als spätere Versuche, das WE. zum Obs. zu schlagen. Sehr wichtig ist auch der im WE. sich zeigende verschwenderische Gebrauch der Verkleinerungssilben *-le* und *-el*. F. Wrede weist a. a. O. S. 73 darauf hin, daß ein großer Teil des deutschen Nordens mindestens diminutivarm ist, während in Oberdeutschland die naive Alltagssprache in Verkleinerungsformen zu schwelgen scheint. Vgl. dazu auch „Neueste Kunde“ S. 89: „Vorzüglich groß ist bei dem Landvolke des Gebirgsstrichs, von der Bairischen Gränze bis in die Lausitz, das Bestreben Diminutiven zu bilden. In den meisten Gegenden geschieht dies durch die Endung *-el*, z. B. Bubel, Hannel, Dorel, Tischel, Haisel statt Gottlob, Hannchen, Dorchen, Tischchen, Häuschen; von der

aber die Mundartforschung gelehrt hat, daß es Abstufungen von Familie zu Familie, vom einzelnen Menschen zum anderen gibt — von den sozialen Unterschieden ganz zu schweigen — so sind diese Abstufungen und Verschiedenheiten auch bei der Beurteilung des Charakters einer Bevölkerung zu beachten, ganz besonders aber bei dem einer Mischbevölkerung, als welche die Bewohner des oberen Erzgebirges anzusehen sind. Als Erbgut seiner (ost)fränkischen Heimat ist dem Obererzgebirgler die Lebendigkeit und Lebensfreudigkeit des Mainfranken geblieben, und trotz aller Entbehrungen durch Jahrhunderte hindurch wohnt hier oben ein lebenslustiger Menschenschlag. Wie seine Ma. den letzten Ausläufer der südlichen Maa. bildet, so ist der Gebirgler in seinem ganzen offenen, treuherzigen und munteren Wesen als der letzte Vertreter des Südens gegenüber dem in seinem Charakter schwer zu erfassenden, aber sich völlig von ihm unterscheidenden Obersachsen anzusehen. Die Freude des Gebirglers an der Musik und manches andere, seine Gastfreundlichkeit und Treuherzigkeit sind an einigen Stellen dieser Arbeit schon

Schneeberger, Schwarzenberger und Ober-Wiesenthaler Gegend an bis an die Bairische Gränze, durch die Endung *-le* oder *-la*, z. B. Vauterle, Mutterle, Masserle, Bahmla, Gelasla, Pfarla statt Väterchen, Mütterchen, Messerchen, Bäumchen, Gläschen, Pferdchen.“ — Auch dem Klangbilde nach scheint die Ma. des WE. viel mehr dem ostfr.-süddeutschen als dem obs. anzugehören, dafür spricht der Abfall des unbetonten *e*. Die Richtigkeit der Behauptung, daß das WE. nicht zum Obs. zu schlagen ist, wird außer durch die Lauterscheinungen auch durch folgende Beobachtung erwiesen: Der Obersachse empfindet beim Betreten der westerzgebirgischen Landschaft die dort herrschende Ma. als ihm völlig fremd — er versteht sie kaum und lernt sie selbst bei längerem Verweilen nie vollkommen richtig sprechen. Umgekehrt behält der obs. sprechende Westerzgebirgler die rauhen Laute seiner Ma. bei; reist er aber nach Süden, nach Böhmen oder Bayern hinein, so erscheinen ihm die hier gesprochenen Maa. nur als Abarten seiner heimischen. Sehr wichtig ist auch, daß sich we. Gedichte ohne weiteres ins Vogtländische übertragen lassen, nicht aber ohne große Entstellungen ins Obs. Über das Verhältnis des WE. zum OE. wage ich kein derart bestimmtes Urteil abzugeben, da mir diese Ma. wegen der großen Entfernung von meinem Heimatsorte ziemlich fremd ist. Ausführlich hat diese Frage C. Franke in Bayerns Maa. (s. Lit.) I, S. 19 ff. behandelt.

geschildert. Zur Vervollständigung des ganzen Bildes mag eine treffende Darstellung von Sigismund (s. 32 f.) den Schluß bilden:

„Zuerst fühlt man sich durch die Offenheit und Naivetät der Erzgebirger freundlich berührt, selbst wenn man mit der so ähnlichen thüringer und harzer Bevölkerung vertraut ist. Je weiter bergan, desto naiver findet man die Menschen. Und das liegt nicht bloß in der weichen Melodie des Accentes, nicht bloß in der rauhen und kindlichen Mundart. Ich wollte, ich könnte die Erzählung eines schlichten Mannes in Worten und Noten wiedergeben, mit der er mir mitteilte, wie er durch die „Rädel und Kämmle“ einer Maschine einen Finger eingebüßt. Es war ein wahres Musterbild anmuthiger Naivetät. Als er aber seine Gedanken über die Doctoren hinzufügte, von denen ihn einer seiner Meinung nach schlecht behandelt hatte, da mußte ich erkennen, daß auch bei ihm ein heller, fast schlauer Verstand sich mit der Naivetät paarte. Die Erzgebirger verhüllen ihr Inneres so wenig mit Vorhängen und Fenstern, als ihre Wohnzimmer; aber so leicht sie den Einblick in ihr Inneres gestatten, so klar und frei schauen sie hinaus in die Welt.“

Anhang.

Verbreitung einiger mundartlicher Wörter nach Kretschmers Wortgeographie der hochdeutschen Umgangssprache.

1. Abendbrod (S. 63)

fehlt in der Ma., dafür einfach *asn̥*. Das Fehlen des Wortes scheint seinen Grund darin zu haben, daß man zum Abendessen meist kein Brot ißt, sondern nur Kartoffeln, die einfach in der Schale auf den Tisch geschüttet werden. (Kretschmer S. 65: „Daß in manchen Gegenden überhaupt nicht Ausdrücke dieser Art gebraucht werden, ist natürlich eine Sache für sich".) Für festliche Gelegenheiten, wie Heiligabend, wird *ōmdasn* gebraucht, nur *halwg̊ōmd* für Vesper.

2. Abwaschfaß (S. 70).

S. 71,$_1$: Die kreisrunde Form *aufwaśnab*, die ovale oder auch runde Form aus Holz: *aúfwaśwanl*. — S. 73,$_{11}$: *milixgeld* (ahd.: *gelta, gellita, gellida*). — S. 73,$_{13}$: *śafl̥* wird gern für alle möglichen Holzgefäße gebraucht, besonders runde. *śaf* DWb. VIII, 2014 kommt nicht vor, aber *kiśafl̥* (Kühscheffel).

3. Adieu (S. 75).

Als Gruß beim Weggehen. Seit Kriegsbeginn s. S. 75, Anm 3 hat sich an Stelle des eingebürgerten *hàdχé* das damals empfohlene *gudn̥ dax* (obs. *a* neben dem echt mundartlichen *o* in *dox*) besonders in der jüngeren Welt gut eingeführt und auch erhalten. — S. 76,$_1$: *gudn̥ móriŋ* und *gudn̥ dax*, als Ankunftsgrüße nur gegen fremde Personen üblich, Gleichgestellte und Vertraute brauchen gern *gris diχ Gód, gris aiχ Gód*, mit dem Pronomen, auch *God gris aiχ gəfadɣ*. Der Abschiedsgruß *bohd diχ God* kommt neben *lāb wūl* vor. Als

Gruß, der überhaupt am meisten gebraucht wird, und zwar bei allen Gelegenheiten, ist „Glück auf“ (*gəligauf*) an erster Stelle zu nennen.

4. Anstecken (S. 79).

1. „Anstecken“ für „in Brand stecken“ fehlt in der Ma.; dafür *ádsindŋ* — Nach S. 80 ist anstecken dem Süden fremd; auch anmachen (Feuer-) fehlt. — S. 81, 2. Anbrennen fehlt auch in der Ma., z. B. ein Haus nicht anbrennen, sondern *ádsindŋ*. Brandstiftung verüben heißt *faiərəlēŋ*; der Brandstifter = *dɣ fáiərəlēχɣ*. — S. 81,$_3$. Anfeuern: absolut *áfaiərn* = die Pfeife anzünden. Feuer (im Ofen) anmachen = *sfaiər ašərn*. — S. 81, II. Mit einer Nadel befestigen = *āhefdŋ*.

5. Apfelsine (S. 82).

Wir befinden uns im Gebiete der dem Norden zukommenden Apfelsine = *abļsí*.

6. Arbeiten (S. 93).

„schaffen“ für arbeiten fehlt, bekannt sind die Komposita: *ášafŋ* = sich kaufen, *fórdšafŋ* = wegtragen.

7. Aufmucken (S. 93).

aufmugɣ: seine Entrüstung äußern (nach Kr. norddeutsch). *aufbəgārn*: soll ursprünglich süddeutsch sein; GV. § 213,$_1$ kennt es als *aufbəgærn* = aufbrausen.

8. Aufwartefrau (S. 95).

Die „Aufwartung“ ist aus dem Bereich einer höheren Gesellschaftsschicht eingedrungen, vielleicht durch das obs. mitgebracht. Ma. echt ist *šaiərfrā* (S. 97,$_4$) bezeichnet aber nur die Frau, welche meist Sonnabends kommt, um den Flur und die Treppen zu scheuern.

9. Ausklopfer (S. 98).

aus Rohrgeflecht = *ausdlobɣ*; ein hölzerner Handgriff mit Lederriemen = *dlóbbaidš*, dieser Ausdruck scheint vom Militär hergekommen zu sein; der echt Ma.-Ausdruck dafür ist *ógsŋdsímɣ*.

10. Ausverschämt (S. 99).

Es kommt nur *ûfɣšāmd* vor.

11. Backe (S. 100).

Das Wort Wange ist der Ma. vollkommen fremd, dafür *bágŋ̣*; für *bágdsā* wird auch *šdógdsā* gesagt. Erzgebirgisch „der“ *bagŋ̣*. (Nach S. 102 heißt es in Eisenach, Elsterberg, Hof, Dornbirn, Württemberg, Darmstadt männlich „der“ Backen; ebenso „der“ vogtl., egerländ., oberhess., schwäb., bayr., schweiz.).

12. Backenzahn (S. 103).

bágdsā m., *šdogdsā* m. (südd.).

13. Backpfeife (S. 103).

Fehlt in der Ma., ebenso Ohrfeige. — S. 104. Die Abkürzung von Maulschelle (s. GV. § 183 Anm. 1 b) kommt als *šal*, plur. *šalŋ̣* vor. Dachtel, Tachtel ist vollkommen fremd, Watsche im benachbarten Österreich bekannt. Das gebräuchlichste Wort für den Schlag auf die Backe ist *faunds* f. (GV. § 212, Anm. 6), dazu *ausfaundsŋ̣*, jemanden mehrere Backenstreiche geben (§ 262, 9 a).

14. Bärme (S. 105).

1. *hēfm̥* (v.).

15. Bauchweh (S. 107).

Für die Schmerzen in den Därmen 1. u. 2. *bauxwīdiŋ* (Geschlecht zweifelhaft), dementsprechend: *kóbwidiŋ*, *dsárwīdiŋ*. 7. *laibšnaidŋ̣* soll feiner klingen und wird beim Arzt gebraucht zur Angabe der Krankheit. Kinder: *nabl̥-laiərŋ̣*.

16. Beil (S. 108).

„Beil“ ist in der Ma. nicht üblich, nur Diminutiv *sbalə*, kleines Handbeil, hier bekannt. Nach S. 109 ist in Bayern und den österreich. Alpenländern, Schlesien und Mähren das Wort Hacke üblich; dies ist auch in unsrer Ma. der einzige Ausdruck für Beil (*hag*, f.).

17. Beilage (S. 109).

1. *bailāːr* als fester Fleischerausdruck. 2. *dsúgōb* ist freiwillige Gabe über das bestimmte Gewicht hinaus.

18. Bein (S. 110).

bā n. als zusammenfassende Bezeichnung von Ober- und Unterschenkel. Die alte Bedeutung des Wortes „Bein“ = Knochen ist noch bewahrt in *bānr̥n*, „beinern“ für Gegenstände, die aus Knochen geschnitzt sind, z. B. *bānr̥nəbard*: Bergbarte mit Holm aus geschnitzten Röhrenknochen.

19. Besinge (S. 114.)

In unserem Gebiet ist nur das nach S. 115,$_4$ *šwardsbār* sing. plur. f. bekannt.

20. Bindfaden (S. 120).

120,$_3$. *šnūr* ist üblich in der Verbindung *landšnur* = die bunte Schnur, die an den Lederriemen der Fuhrmannspeitsche gedreht wird. — 121,$_4$. *šbaxā́d* ist dünner Bindfaden, GV. § 286, Anm. 1 gibt JGSt. als Belegort für dieses Fremdwort an. Natürlich ist die österreich. Nachbarschaft der einzige Grund für den ausschließl. Gebrauch des Wortes. Für dickere Sorten wird einfach *šdrig* und *šdrigl̥* gesagt (S. 122,$_5$). — S. 122,$_7$ *bandl̥* kommt vor als *sagbandl̥* (Plur. *-le*) = die Bindfadenbrocken (*ə brœgələšdrig*) mit denen man Säcke zubindet.

21. Blase (S. 124).

Der im Ofen eingemauerte Wasserbehälter. Es ist nur der auch im Bereich der schlesischen Ma. (S. 125,$_7$) vorkommende *úfm̥dòb* üblich. Die Redensart *dr̥ úfm̥dòb šdīd auf* bedeutet: Vorsicht, es sind Leute (bes. Kinder) da, die nicht alles hören dürfen, was gesprochen wird.

22. bloß (S. 130)

= nur, fehlt in der Ma. vollständig, dafür *nār*.

23. Boden (S. 132).

Der oberste Raum eines Hauses unmittelbar unter dem Dache: Von allen bei K angeführten Wörtern ist hier allein als mundartlich: *éwr̥bùdn̥*; meist ist auf dem Dachboden das Heu untergebracht, dann *haíbùdn̥* (GV. 227, 2a. 229, 16. 236 B, 1 u. C, 2g B 2g). Wegen der Form der Dächer auch *šbídsbùdn̥* genannt.

24. Bonbon (S. 139).

Ausschließlich *dsúgərlə* n.; früher gab es auch *dsúgrṣdəŋlə* (sing. m. *-el*) letzteres auch für die Stengel von Rumex acetosa.

25. Borke (S. 141).

Die richtige Bezeichnung für Baumrinde ist *kudr̥* f. (GV. § 52).

26. Brot (S. 150).

1. Das aus Mehl und Sauerteig hergestellte Gebäck;

2. einzelne Stücke dieses Gebäcks, entweder „lange“ oder kreisrunde. „Laib“, ma. *lāb* (GV. § 103, Anm. 1) u § 121a. 2 als †) nur noch in Böhmen. Zu 151: In der Ma. ist *brōd* nur Schwarzbrot; das sogen. Weißbrot (aus Hefen, Mehl, Wasser, Salz) heißt *saml̥* f. Auch das Wort „Schwarzbrot“ kennt die Ma. nicht.

Zu S. 152. Kuchenartige Backware ist als Fachausdruck der Bäcker „Gebäck“; die Ma. sagt entweder kurz *kuŋ* (Kuchen) oder sie wendet besondere Bezeichnungen an wie *draiərṣdigln̥*, *ṣmadslə* (Schmätzchen) u. ähnl. *harlę*, *krablę*. Der Kipf, langes Gebäck aus Semmelteig mit Spitzen ist ma. *ṣbudn̥* m.

Zu S. 153: Semmelteig in Zopfform gebacken und mit Mohn bestreut = *dsəbln̥* Plur. *dṣəblə*.

Zu 154: Das mit Milch zubereitete Frühstücksgebäck, Ma. = *miliχbrədl̥*. Dieselbe Art mit Zucker bestreut und mit einem kreuzartigen Einschnitt versehen: *rəformadionsbrədl̥*, echt Ma. müßte *reformadiu* zu hören sein, *miliχdsəblə*, *miliχlāblə*, *rosiniχbrödlə*.

Zu S. 155: *saml̥* f. (6 Eckchen bilden die *dsail*) ein Eckchen ist eine *bfəŋsaml̥*, *ṣusdr̥* ist aus Soldatenkreisen für Dreierbrötchen übernommen, verschwindet aber; das echt mundartliche Wort für Dreierbrötchen ist *ṣdelə*, Stöllein, Stöllchen GV. § 278.

27. Fastnacht (S. 192).

Tag vor Aschermittwoch.

Das benachbarte Böhmen braucht das Wort Fasching, besonders mit dem Gedanken an die in der Zeit vom Drei-

königstag bis zur Fastnacht üblichen Lustbarkeiten. WE. hat für den Fastnachtsdienstag die Bezeichnung *fosnd* f. (Göpfert, § 28 *fosnoxd*) s. GV. § 135, 3: mhd. unbetontes $a<o$: *fosnəd*, <mhd. *vasenaht*) u. § 195, Anm. 2. § 219, 1. § 151 mhd. $a<o$ (§ 269, 1).

28. Hühnerkäfig (S. 239).

Wie in Bayern und in den österr. Alpenländern wird auch in JGSt. der aus Holzstäbchen gebaute Hühnerkäfig *hinr̥šdàiχ* f. genannt, vielleicht ist die Nachbarschaft mit Böhmen die Trägerin der Vermittlung, da von Böhmen früher viel Hühner in diesen beweglichen Käfigen eingeführt wurden *šdaiχ* v. ahd. *stiga* mhd. *stige* = Lattenverschlag für Kleinvieh. Ebendaher auch die *dlíbl̥šdaiχ*, ein langes Gestell, auf dem der Klöppelsack handlich zurechtgelegt wird; lange Mädchen werden scherzweise so genannt.

29. Junge (S. 244).

Den Zusammenstoß von Nord und Süd in unserer Ma. zeigt gut die Verwendung von Junge (Nord. Mitteld.) und Bube (oberd.) Knabe fehlt der Ma. vollkommen, auch die Bezeichnung der Bergleute, als „Bergknappen“ ist in der Ma. nicht bekannt, nur das Wort Knappschaft in Verbindung mit -Kasse usw. ist (durch das Schriftdeutsche) in Gebrauch. Die schriftdeutschen „Knaben“ sind in der Ma. *də guŋə* „die Jungen“. S. dazu GV. § 280, Anm. 7, mhd. *junc*, erzgeb. eigentlich *guŋg*. Für WE. stimmt das auch bei prädikativer Stellung des Adjektivs. Merkwürdig ist die in derselben Anmerkung für das Vogtland bezeugte und auch im WE. übliche Anrede: *gungr!* „Junge!“ Man findet sie besonders in der älteren mundartl. Literatur, heute gewinnt als Anrede das einfache *guŋ* die Oberhand. *bū*, Plur. *būm* ist in verächtlichem Sinne zu verstehen: *di būm* (Gegensatz *mir manə* „wir Männer“). Sonst in Zusammensetzungen wie im Vogtl., GV. § 56: *láusbù*, *šbídsbù*, *ródsbù* und *rodsguŋ*. Dagegen *kíguŋ* „Kuhjunge“.

30. Karussel (S. 265).

Volks- und Kinderbelustigung: Für JGSt. und einige md. und oberd. Gegenden = Reitschule (*raidšūl*).

31. Kesselflicker (S. 270).

Handwerker, der Töpfe mit einem Drahtgeflecht überzieht. Die bei K. angeführten Bezeichnungen entsprechen alle nicht dem in JGSt. mundartlichen *débaišdrìg̣r̥*. Die mit Mausefallen umherziehenden Händler werden einfach *šlowāg* genannt.

32. Kiepe (S. 272).

Hoher Korb, der auf dem Rücken getragen wird. S. 273, 1.2 JGSt. und WE. nur *drāxkorb*, Kiepe völlig unbekannt. *bügl-korb* (S. 273, 3) verschwindet allmählich.

Zu S. 274, IV: Das als bayr.-öster. angegebene Krächsen, Krachsen, Kraxen ist ein Traggestell in Form eines rechten Winkels, das gleichfalls auf dem Rücken getragen wird. Es ist in JGSt. mundartlich zwar noch bekannt als *krags* f., mhd. *krechse*, hie und da bekommt man sogar noch eine zu sehen, aber die allgemeine Verbreitung des Rucksacks läßt mit dem Gegenstand zugleich auch dessen Bezeichnung untergehen.

33. Kirchhof (S. 275).

Die einzige von allen bei K. angeführten Bezeichnungen ist mundartlich für JGSt. „Gottesacker" als 1. *gůd-sò̤gr̥*. 2. *gůd-sa̤gr̥*. Nach S. 276/77 würde dies Mittel- und Süddeutschland zu kommen. 3. *god-sa̤gr̥* (Übergang ins Obs.).

34. Klempner (S. 282).

Handwerker, der Blechwaren herstellt und Lötarbeiten ausführt. Die echt mundartl. Bezeichn. *flášnr̥* (nach S. 283, 3, nördl. und südl. Baden, Heidelberg, Konstanz, Nürnberg, bei Bamberg, Hof, St. Gallen sehr gebräuchlich) wird verdrängt durch das „Klempner" der Geschäftsschilder. Im benachbarten Böhmen = *šbə̤ŋlr̥*.

35. Laube (S. 323)

= Gartenlaube. WE. und JGSt. nur das S. 323, 3 für Westdeutschland, Süddeutschland, bes. auch Oesterreich fest-

gestellte *hísdhaisl̥* (GV. § 3, 2 der das Verschwinden dieses Wortes im Vogtld. bedauert).

36. Mais (S. 329).

(Zea Mais L). Aus dem benachbarten Oesterreich wurde früher aller Mais bezogen; mit der Ware kam in die Ma. das Wort *gúgəṛds* m. und hat sich fest behauptet.

37. Petroleum (S. 359).

Verlangt wird im Laden stets *ārdēl*; nach K. das für Württemberg einzig bekannte Wort.

38. Pfannkuchen (S. 359).

Kleiner in Fett gebackener Kuchen in Form einer Kugel. Seine Haupt- und Blütezeit ist in JGSt. die Fastenzeit; die Unbekümmertheit der Neuzeit um alte Bräuche läßt ihn auch zu anderen Zeiten erscheinen, obwohl er der Überlieferung nach zum Gebäck des Osterkreises gehört, er soll den Schwamm mit Essig darstellen, der Christus dargereicht wurde. Seine echt mundartliche Bezeichnung ist das S. 360, 2 angeführte Krapfen ahd. *chrapfə* in Form von *grabl̥* n. plur. *-le* mhd. *krepfelîn*.

39. Pilz (S. 372).

In Nord- und Mitteldeutschland sind die „Pilze“ die eßbaren und ungenießbaren hutförmigen Waldpilze. Im Sprachgebrauch schließt sich unsere Ma. wiederum an den Süden an, der Schwamm für Pilz in weiterem und engerem Sinne gebraucht. Es heißt also:

1. in *də šwamə gī* : in die Pilze gehen, *dṛ̥ šwaməgîər* : der Pilzsucher.

2. *bilds* kommt nur in Verbindung mit besonderen Bezeichnungen vor:

šdābil[d]s : Herrenpilz
budṛ̥bil[d]s : Butterpilz
} Plur: *-bildsn̥*;

3. gibt es natürlich auch den *háušwàmb*;

4. Pfifferling fehlt in der Ma. dafür *galbšwamle*.

40. Scheune (S. 407).

Bemerkenswert ist, daß das S. 408, Z. 8 angegebene ndd.

Wort *schauer* (masc.), altndd. *scūr* n., ahd. *scūr* m. in der Ma. als *šauər* für Schutzdächer gebraucht wird. Etwas *nṛ-šauərn.* ein kleines Schutzdach über einer Ware errichten.

41. Schornstein (S. 536) und Schornsteinfeger (S. 443):

Der (S. 437, 7) *fāiresd* entspricht der *fāiresdn̥kārər* (§ 51). Alle übrigen Bezeichnungen für Vorrichtungen, durch die der Rauch abziehen kann, sind in der Ma. unbekannt.

Beim Anblick des Essenkehrers singen die Kinder:

fāiresdn̥kārər, šwardsər mā,
hosd mai dōx ned gūd gədā,
hosd gərubd, hosd gədsubd,
sāi mr̥ midenanr̥ nai in bed gəhubd.

42. sprengen (S. 479).

Für das Benetzen mit Wasser in dünnen Strahlen oder Tropfen *šbreŋə*, die Gießkanne heißt dementsprechend *šbréŋkàn.*

43. Stellmacher (S. 485).

-Wagenbauer. Nach S. 486, Zeile 13 ist Wagner Westmitteld., Süddeutschl., Oesterr., Schweiz; unsere Ma. kennt nur *wānr̥* (GV. § 266 A 4 *α β*).

44. Ungezogen (S. 545).

Dafür in der Ma. *ārdiχ* und *ūārdiχ*; auch in der Ma. als *ūgedsūŋ* meist jedoch wie oben. Vielleicht das erstere aus der Bergmannssprache übernommen, in der die Gänge je nach der Erzführung artig und unartig genannt werden.

45. Weihnachtsbaum (S. 556).

Nur als *krisdbām* in der Ma. bekannt. Für den Weihnachtsabend sagt man *hailiχr̥ómd.* „Christkind" ist in unserem Gebiete völlig unbekannt, es heißt dafür *bórnkinl̥* (von Göpfert § 54, als nur im WE. vorkommend bezeichnet) mhd. *barn*: Krippe obs. Wb. I 89. Frage: *wos hosdə dē dsun bornkinl̥ krɪχd* [oder *dsun hailɪŋkrisd*]: was hast du denn zu Weihnachten bekommen (obs. Wb. I. 182).

Für den Weihnachtsmann ist nur der „*Rúbəriχ*" bekannt (S. GV. § 270, 2 c *α*) und zwar nicht als „Knecht Ruprecht", sondern als „Hans Ruprecht" = *Hans Rúbəriχ.*

Beilage.

Mundartprobe I (zu S. 54).

Nach dem Vorwort zu Friedrichs volkstümlicher Geschichte von Grünhain [s. Lit.]; ich habe mir einige kleine Abänderungen um der Übereinstimmung mit der Ma. von JGSt. willen erlaubt.

dᵚ Kär in šidsngrom hod haid in brīf krīχd. ōdᵚ dos wär fai ə frād! sai aldə *kad ēndᵚ mid də kī ofn̥ fald ford,* als *mid dᵚ fädᵚ, ōdᵚ dᵚ Kär hod fai šī* saxdə *gəlāsn̥, ān- un dswēməl hodᵚ drīwᵚ gəšdudīrd, un endliχ hōdᵚ* alis *rauskrīχd, wos dinə šdänd.* alsō *fīlə gris, un s gēŋ* alu̯ *gūd dᵚham, idsə wærds nū ā in frigär mid dᵚ əsərai besᵚ, un wos dos dsaiχ mē is. ōdᵚ dsᵚledsd də šdänd nox əwos dinə, īr dᵚrōds nəd dᵚ Līb gugd nə Kär iwᵚ dᵚ šulᵚ: „hosdə in brīf fu dᵚham krīχd?“ „hā, aus dᵚ hāmid.* ax *wæn mᵚ nēr* eršd *wīdᵚ dᵚham wærn!“ „wos hosdə dē in dan dīdl̥, wos dinə in kuwärd līχd?“ „ginēr, dos fᵚšdisdə dox ned, dū bisd dox ned fu dᵚ šdad!“ „inu, dū bisd dox mai fraind, Kār! dū hailsd dox! wos fāld dᵚ dē? fᵚwos grāinsdə dē?“*

Übersetzung.

Der Karl im Schützengraben hat heute einen Brief bekommen. Aber das war ... eine Freude! Seine Alte kann eher mit den Kühen auf dem Felde fort als mit der Feder, aber der Karl hat ... schön langsam gelesen, eins- und zweimal hat er darüber studiert, und endlich hat er alles rausbekommen, was darin stand. Also viele Grüße, und es gehe allen gut zuhause. Jetzt wird es nun auch im Frühjahr mit der Esserei besser, und was des Zeugs mehr ist. Aber zuletzt da stand noch etwas darin, ihr erratets nicht.

Der Gottlieb sieht dem Karl über die Schulter: „Hast du einen Brief von daheim bekommen?“ „Ja, aus der Heimat. Ach! wenn wir nur erst wieder daheim wären!“ „Was hast du denn in dem Tütchen, das drin im Umschlag liegt?“ „Geh nur, das verstehst du doch nicht, du bist doch nicht von JGSt.!“ „Je nun, du bist doch mein Freund, Karl! Du weinst doch! Was fehlt dir denn? Warum weinst du?“

Mundartprobe I.

„hísdis, dos dūd mɾ haldiχ gar əsū ānd, wœn īχ an dɾham deŋk. ax Līb, wœn īχ nēr an mai haisl̥ deŋk, an men gardn̥, an dan dsauŋ drim, an də frā, an mai mudɾ, dī sə naus ofm̥ gūdsōgɾ gešafd ham, un eršd an də kinɾ, an mən guŋ un an mainɾ mād, dō wœrd mɾš šī gār wī grainə. dō hō īχ mɾ ned anɾšdɾ halfm̥ kœnə, dō hō īχ gešrīm: šigd mɾ əwiŋk land fu dɾham, əwiŋk fun grōb, əwiŋk fun gardn̥ un gərōd dordn̥ hār, wu īχ fil rimgaŋə bī. ax Līb, wœn īχ deŋk, dos sə mīχ dō aišarn dēdn̥!“ „Kār, bain līm God is iwərōl hāmid, un dos is wār.“ „hosd šu raxd, hosd raxd. ōdɾ īχ wār haldiχ esū drāuriχ wœn īχ an dɾ hāmid deŋk.“

„χā, idsə wasmr ʃ eršd, wos də hāmid is.“ „un īχ, wœn īχ wīdɾ aham kum, sū God wil, dō sōx īχ dsə main guŋ: ‹dos də fai də hāmid hūχ hœldsd, s gibd of dɾ gandsn wāld nišd besrʃ̥ wī də hāmid›.“

Übersetzung.

„Siehst du, das tut mir halt gar so weh, wenn ich an daheim denke. Ach Gottlieb, wenn ich nur an mein Häusel denke, an meinen Garten, an den Zaun darum, an die Frau, an meine Mutter, die sie hinaus auf den Friedhof getragen haben, und erst an die Kinder, an meinen Jungen und an mein Mädchen, da wird mirs schon ganz wie Weinen. Da habe ich mir nicht anders helfen können, da habe ich geschrieben: Schickt mir ein wenig Erde von daheim, ein wenig vom Grab, ein wenig vom Garten und gerade dort her, wo ich viel herumgegangen bin. Ach Gottlieb, wenn ich denke, daß sie mich hier einscharren würden.“ „Karl, beim lieben Gott ist überall Heimat, und das ist wahr.“ „Hast schon recht, hast recht. Aber ich werde halt so traurig, wenn ich an die Heimat denke.“

„Ja, jetzt weiß man's erst, was die Heimat ist.“ „Und ich, wenn ich wieder nach Hause komme, so Gott will, da sage ich zu meinem Jungen: ‹Daß du ja die Heimat hoch hältst, es gibt auf der ganzen Welt nichts besseres als die Heimat›.“

Mundartprobe II. (zu S. 56)

Faiərōmd. Von Anton Günther (mündliche Überlieferung).

1. *də sun šdaiχd hindɾn wald drīm nai,*
bəsāmd de wolgn̥ rūd,
a χēdɾ lēχd sai wargdsaiχ hī
un šwœŋd dsun grus sain hūd.

Kehrreim: *s is faiərōmd, s is faiərōmd,*
əs dōxwarg is folbraxd,
s gīd alis sainɾ hāmid dsū
gands saxdə šlaiχd də naxd.

2. *un īwɾn wald a fēχəla*
flīχd nōx sain nasdl̥ dsū,
fun derfl̥ drīm ə dlegl̥ dliŋd,
dos mānd: lēχd aiχ dsə rū. Kehrreim.

3. *dō dsīds wī frīdn̥ dorχ dɾ brusd,*
əs dliŋd als wī ə līd,
aus lœŋsd fɾgaŋena dsaidn̥ raušds
gar hāmliχ dorχs gəmīd. Kehrreim.

Übersetzung.

1. Die Sonne steigt hinterm Wald drüben hinein,
besaumt die Wolken rot,
ein jeder legt sein Werkzeug hin
und schwenkt zum Gruß seinen Hut.

Kehrreim: 's ist Feierabend, 's ist Feierabend,
das Tagwerk ist vollbracht,
's geht alles seiner Heimat zu
ganz leise schleicht die Nacht.

2. Und übern Wald ein Vögelein
fliegt nach seinem Nestchen zu,
vom Dörflein drüben ein Glöckchen klingt,
das mahnt: legt euch zur Ruh. Kehrreim.

3. Da ziehts wie Frieden durch die Brust,
es klingt als wie ein Lied,
aus längst vergangnen Zeiten rauscht's
gar heimlich durchs Gemüt. Kehrreim.

4. *gar maniχs hards hōd ausgəšlōŋ,*
fṛbai is sorχ un mī
un īuŋn grōb gands saxde dsīd
ə raušn̥ drīuŋ hī. Kehrreim.

Übersetzung.

4. Gar manches Herz hat ausgeschlagen.
vorbei ist Sorg' und Müh,
und übers Grab ganz leise zieht
ein Rauschen drüber hin. Kehrreim.

Mundartprobe III. (zu S. 59. Anm.)

Das „Heiligohmdlied".

Zuerst abgedruckt bei Lindner, Wanderungen . . . (s. Lit.), 1. Heft, S. 52 mit folgender Bemerkung: „Zu der Geschwätzigkeit gesellt sich noch unter den Proletariern eine Menge sonderbarer Gebräuche und das Familienleben bezeichnender abergläubischer Gebahrungen, besonders zur Weihnachtszeit, denen man in folgendem Liedchen begegnet, welches eine Pöhlaerin in ihrem Dialekt selbst zum Verfasser hat. [Mit Berichtigung kleiner Irrtümer, die dem der Ma. nicht ganz kundigen L. unterlaufen sind.]

1. *haid ís dṛ hailχə ōmd, īr mād*
kumd rai, mṛ gīsn̥ blai;
Rīk, lāf gəšwind dsor Hanə-Krisd,
dī mus bədsaidn̥ rai.
2. *īχ hō men leχdṛ āgədsind,*
sad nauf īr mād dī braxd!

Übersetzung.

1. Heute ist der heil'ge Abend, ihr Mädchen
Kommt herein, wir gießen Blei;
Friederike, lauf geschwind zur Hanne-Christel,
Die muß zeitig herein.
2. Ich habe meinen Leuchter angezündet[1])
Seht hinauf ihr Mädchen, die Pracht!

[1]) Großer Hängeleuchter, der mit Glasperlen und Prismen geziert ist; vom Christbaum ist in diesem alten Liede überhaupt keine Rede.

dō drīm bai aiχ is ā raxd fai,
īr had a sau gəšlaxd.

3. *sad ā īr mād, dos rārə liχd*
im dswā [sic!] *un dswandsiχ bfeŋ,*
īχ mus mains in a dibl̥ šdeln̥,
mai leχdr is dse eŋ.

4. *Kār dsind a wainaxdskerdslə*[1]) [sic!] *ā*
dos s wī wainaxdn̥ rīχd,
un šdels hī of dan šerbl̥ dord,
dos unrn ūfm̥ līχd.

5. *Lod dordn̥ uf* [*of*][2]) *dr hīnršdaiχ*
dō līχd men Līb sai blai
mād rāfl̥ nār ned sū dord rim,
sisd [*sinsd*][2]) *wærd dr krīnrds*[3]) *šai.*

Übersetzung.

Da drüben bei euch ist 's auch recht fein,
Ihr habt ein Schwein geschlachtet.

3. Seht an, ihr Mädchen, dies rare Licht
Für zweiundzwanzig Pfennige,
Ich muß das meine in ein Töpfchen stellen,
Mein Leuchter ist zu eng.

4. Karl, zünd' ein Weihrauchkerzchen an,
Daß es nach Weihnachten riecht
Und stell' es auf diesen kleinen Napf dort[4])
Der unterm Ofen liegt.

5. Lotte, dort auf der Hühnersteige[5])
Da liegt meinem Gottlob sein Blei;
Mädel, rassle nur nicht so dort herum
Sonst wird der Krinitz scheu.

---

[1]) *-le*, richtig *wairiχkerdsl̥* (Weihrauchkerze, Räucherkerzchen), der meißnisch sprechende L. hat dies in Weihnachtskerze umgedeutet.

[2]) beide Formen möglich.

[3]) s. Obs. Wb. II, 110 „Krinitz".

[4]) oder Topfscherben?. [5]) Siehe S. 107 dieser Arbeit.

6. *den̥'s māsfolk hōd sai frād an wos,*
sais ā, an wos nār wil;
mai fōdn̥ hōds an fūgl̥šdeln̥,
dn̥ Kār, dār hōds an šbīl.
7. *īχ gīs fai eršd, wan krīχ īχ dē?*
sad ā, en dswagn̥ šmīd [hamn̥šmīd]
də Karli laxd, dī deŋkd wūl gār,
īχ mān īrn Richdn̥-Frīd?
8. *mn̥ ham ā sāxdsn̥ budn̥šdoln̥,*
sū laŋk wī də ufn̥baŋk;
haid wærd əmōl gəfrasn̥ wārn,
mīr wārn nox alə kraŋk.
9. *mn̥ hōm ā „náīn̥lā" gəkoxd,*
ā woršd mid sauərgraud,
mai mudn̥ hōd sīχ ōgəblōxd,
dī alda gūda haud.

Übersetzung.

6. Denn's Mannsvolk hat seine Freude an was,
Sei's auch, an was es nur will;
Mein Vater hat's am Vogelstellen,[1])
Der Karl, der hat's am Spiel.
7. Ich gieße ... zuerst, wen krieg' ich denn?
Seht an, einen Zweckenschmied [Hammerschmied]
Die Karline lacht, die denkt wohl gar,
Ich meine ihren Friedrich Richter?
8. Wir haben auch sechszehn Butterstollen,
So lang wie die Ofenbank;
Heut wird einmal gegessen werden,
Wir werden noch alle krank.
9. Wir haben auch „Neunerlei" gekocht[2])
Auch Wurst mit Sauerkraut,
Meine Mutter hat sich abgeplagt,
Die alte gute Haut.

[1]) Bezieht sich auf den in Strophe 5 genannten Vogel.
[2]) Obs. Wb. II, 281.

10. *Rīk, brog də samḷmiliχ ai,*
naš ōdr̥ ned dr̥fū,
īr guŋə, wārfd kan resbḷ̥ rō
in's hailiχə-ōmd šdrū!

11. *wār gīd dē īwr̥n šwaməbob?*
nū Henr̥ rusdə ned!
nu ward nār, wæn dr̥ fōdr̥ kimd,
musd warliχ nauf dsə bed.

12. *nā, horχd nār mōl in ūfṃdob*
dos rumbḷ̥n un dos gaiŋ!
na, wails nār ned nox windsḷ̥n dūd,
bədæds ā kānə laiŋ.

13. *nə hailiŋ ōmd dsə midr̥naxd,*
dō lāfd šdads wasr̥ wai,

Übersetzung.

10. Friederike, brocke die Semmelmilch ein,
Nasch' aber nicht davon,
Ihr Jungen, werft keinen „Respel" herunter[1])
In's Heiligabend-Stroh![2])

11. Wer geht denn übern Pilzetopf?
Nun Heinrich ruhst du nicht,
Nun wart' nur, wenn der Vater kommt,
Mußt du wahrlich hinauf zu Bett.

12. Nein horcht nur mal im Ofentopf
Dies Rumpeln und dies Geigen!
Na, weils nur nicht noch winseln tut,
bedeutet es auch keine Leichen.

13. Am heil'gen Abend zur Mitternacht
Da läuft statt Wasser Wein,

---

[1]) Obs. Wb. II, 352 = Abfall am Dochte der Kerze.

[2]) Aus Demut schlief man — teilweise jetzt noch — in der Christnacht wie das Christkind auf Stroh. Die Verbindung ‚in's' = ‚in das' ist an sich der Ma. fremd, hat sich aber, wahrscheinlich infolge der ersten schriftlichen Festlegung durch einen Meißner, hartnäckig erhalten.

un wœn mɣ sīχ ned fœrχdn̥ dēd,
hūld mɣ in dūb ful rai.

14. *Lōb, hūl gəlaiχ bai dɣ Hanəlīs*
nə fōdɣ æ kanl̥ bīr,
nōx wœn də kimsd, dō siŋə mīr
„Ich freue mich in dir.“ [1])

Zu diesen von L. überlieferten Strophen wurden im Laufe der Zeit immer mehr hinzugedichtet, z. B.:

15. *dɣ Henɣ, dār mus idsə brīgln̥ krīŋ,*
dos is ned mē wī biliχ,
dār grābl̥d unɣn ūfm rim
un sefd dɣ kads sai milix.

16. *īr kinɣ, gīd dsə bed nū nauf,*
dɣ sāxɣ [2]) *dsaiχd šū ās,*
eb mīr wainàxdn̥ wīdɣ drlām?
wī God wil, sū gəšā's.

Übersetzung.

Und wenn man sich nicht fürchtete,
Würde man einen Topf voll hereinholen.

14. Gottlob hole gleich bei der Hanneliese
Dem Vater ein Kännchen Bier,
Hernach, wenn du kommst, da singen wir:
„Ich freue mich in dir.“

15. Der Heinrich der muß jetzt Prügel kriegen,
Das ist nicht mehr als billig,
Der krabbelt unterm Ofen herum
Und trinkt der Katze ihre Milch.

16. Ihr Kinder, geht nun zu Bett hinauf
Die Uhr zeigt schon eins,
Ob wir Weihnachten wieder erleben?
Wie Gott will, so gescheh's.

[1]) Altes erzgebirgisches Weihnachtslied.
[2]) Obs. Wb. II, 506 ‚Seiger‘.

Mundartprobe IV.

Kurzes Gespräch zweier Bergleute in obererzgebirgischer Mundart.

(Aus: C. G. Wild, Wanderungen [s. Lit.] S. 165).

„Da auch die Sprache im obern Erzgebirge unter das Interessante desselben kann gezählt werden, so habe ich in folgendem kurze Gespräche vorzügliche Eigenheiten und Ausdrücke derselben erwähnen wollen."

dswā[1]) *barklaid bageŋa ananᵒr.*

1. *galig auf, Heŋᵒr!*

2. *galig auf, Kārᵒ! wulāndᵒ waršdᵊ dæ? ebᵒr in wald?*

1. *nā! īχ hō šū na gandsᵒ morᵒ sedᵊ kúbwidiᵒ, dō bī īχ a wink hudsᵒ gaŋa dsa men bōd Dafəd.*

2. *dō wāršdᵊ? χā sū. sai ned ā mādla dsa rogᵒ bai den bōd? as gīᵒ rāxd dsa fōdᵒn.*

1. *aiχā! as milᵊhanᵊ un as šmidrīkᵊ un as baiərkordᵊ wār dō, sə dādᵒn siŋa.*

2. *hos šū gəhārd. s sai rāxdᵊ grēdᵒn. idsa hō īχ ā an āxherl, dosis a šī diᵒk; as hæŋd an en kādᵊl.*

Übersetzung.

Zwei Bergleut begegnen einander.

1. Glück auf, Heinrich!

2. Glück auf, Karl! Wo warst du denn? Etwa im Walde?

1. Nein! Ich habe schon seit dem ganzen Morgen solches Kopfweh, da bin ich ein wenig auf Besuch gegangen zu meinem Pathen David.

2. Da warst du? Ja so. Sind nicht auch Mädchen zu Rocken bei deinem Pathen? Es ging recht lustig zu.

1. O ja! Müllers Hannchen, Schmidts Rieckchen und Beiers Kordchen waren da; sie sangen.

2 Habs schon gehört, es sind rechte Kreten[2]). — Jetzt habe ich auch ein Eichhörnchen, das ist ein schönes Ding: es hängt an einem Kettchen.

---

[1]) Vgl. GV. § 4, 3; § 8, Anm. 11; § 12, 24; § 173, 1 b usf. *dswā* ist in JGSt. noch, aber selten zu hören, gilt als „böhmisch".

[2]) Dies läßt sich schwer übersetzen; vermutlich ist es das verstümmelte Katharina, Kretchen. Es bedeutet lustige, schelmische Person.

Mundartprobe IV.

1. *ai sagɣwuna, das mus ɪχ āsā! nōxmidiχ kum ɪχ a wiŋk hudsn̥ dsūdr̥.*

2. *nū sis rāxd, da kimsd ā gar ned in sod.*[1]) *hosda dā dsa dū?*

1. *dos sai saxn̥. ɪχ mus bornkinlsarn̥ šnidsn̥, do šdɔ ɪχ ned fun men sōs̥r auf, bis omsd, noχɣ[d] nads ɪχ a wiŋk an fār ā.*

2. *of da wox is garmɔriχ; ɪχ hō ɔdr̥ kā gəld, sisd hed ɪχ mr̥ an dšarbr̥ gəkāfd.*

1. *i dr̥ alda is ā gūd. ɪχ mus āham, mr̥ woln̥ asn̥, ardebl̥ mid gœbyla*[2]) *un a badl̥mādl̥sub.*

2. *ɪχ wār mr̥ en hāriχ fr̥ en segs̥ haln̥ losn. galig auf Kar!*

1. *galig auf, Henr̥.*

Übersetzung.

1. Ei der Tausend, das muß ich ansehen! Nachmittag komme ich ein wenig zu dir.

2. Nun das ist recht, du läßt dich auch gar nicht sehen. Hast du denn zu tun?

1. O ja! Ich muß heilige Christsachen schnitzen, da stehe ich nicht von meinem Sitze auf bis Abends, nachher schlafe ich ein wenig und fahre dann an.

2. Die nächste Woche ist Jahrmarkt; ich habe aber kein Geld, sonst hätte ich mir einen Zscherper[3]) gekauft.

1. Je, der alte ist auch gut. Ich muß nach Hause, wir wollen essen, Erdäpfel mit Schalen und eine Brodkümmelsuppe.

2. Ich werde mir einen Hering für einen Sechser holen lassen. Glück auf, Karl.

1. Glück auf, Heinrich.

---

[1]) Siehe S. 63, Anm. dieser Arbeit.

[2]) Siehe Obs. Wb. I, 430 „Soszer".

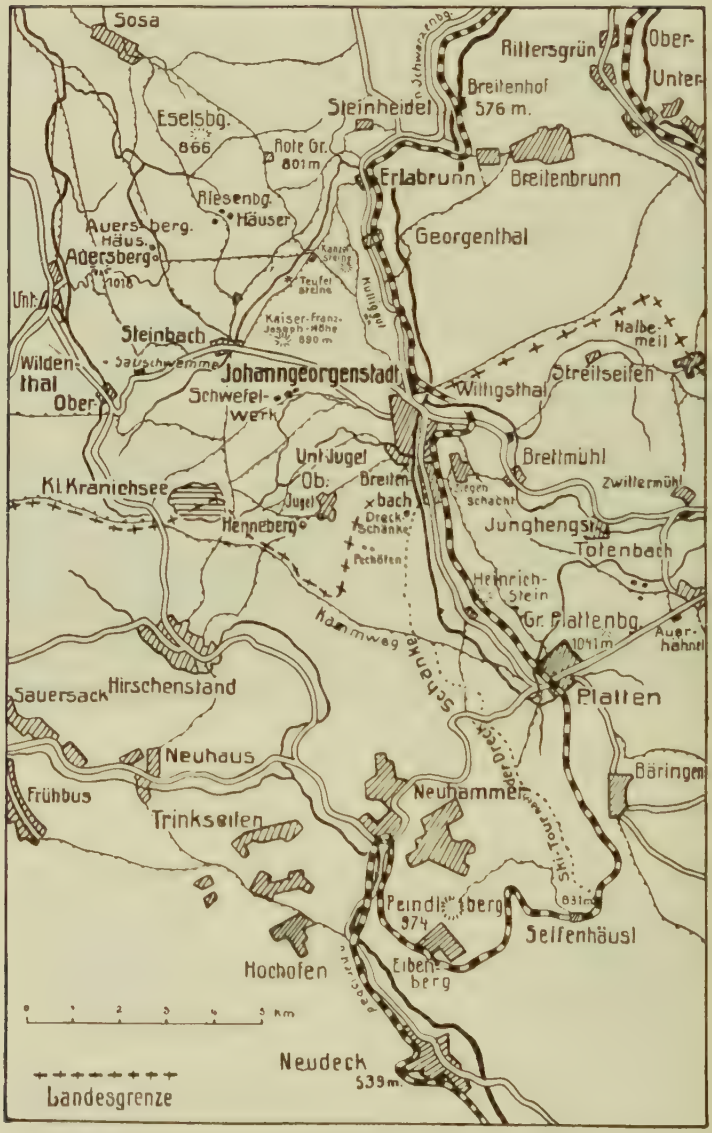
[3]) Zscherper heißt ein kurzes, starkes Messer mit einem beinernen Hefte, welches der Bergmann beim Anfahren anstecken hat. Er ißt und schnitzt damit.

Schwibbogen (zu S. 58)

mit dem Wahrzeichen
der Zinnseifner

Stadtwappen
(zu S. 83)

mit Schlägel und
Eisen


Sosa
Rittersgrün
Ober-
Unter-
Steinheidel
Breitenhof
576 m.
Eselsbg.
866
Rote Gr.
801 m
Erlabrunn
Breitenbrunn
Riesenbg.
Häuser
Georgenthal
Auersberg
Häus.
Auersberg
1018
Steinbach
Halbemeil
Wilden-
thal
Ober
Johanngeorgenstadt
Streitseifen
Schwefel-
werk
Wittigsthal
Unt. Jugel
Ob.
Jugel
Brettmühl
Kl. Kranichsee
Hennebergo
Junghengst
Totenbach
Pechöfen
Heinrich-
stein
Gr. Plattenbg.
1041 m
Hirschenstand
Sauersack
Platten
Neuhaus
Frühbus
Trinkseifen
Neuhammer
Bäringen
Peindl-
berg
974
Seifenhäusl
Hochofen
Eben-
berg
Neudeck
539 m.
Landesgrenze

Literaturnachweis.

Außer dem üblichen Rüstzeug habe ich für das rein Sprachliche folgende. wissenschaftliche Arbeiten und Zeitschriften benutzt.

I. Sprachliches.

Bayerns Mundarten, Beiträge zur Deutschen Sprach- und Volkskunde Herausgegeb. von Dr. O. Brenner und Dr. A. Hartmann, München 1892 und 1895.

O. Böttger, Der Satzbau der erzgebirgischen Mundart. Diss. Leipzig 1904.

E. Brandt, Die nordfriesische Sprache der Goesharden. Diss. Halle 1913.

O. Bremer, Beiträge zur Geographie der deutschen Mundarten, Leipzig 1895.

—,— Ethnographie der Germanischen Stämme, Pauls Grundriß 3^2 (1900) S. 735—950.

—,— Karte der deutschen Mundarten in Brockhaus' Konversationslexikon 14. Auflage, Bd. V, S. 74.

—,— Deutsche Lautlehre, Leipzig 1918.

—,— Deutsche Phonetik, Leipzig 1893.

J. M. Firmenich, Germaniens Völkerstimmen. Sammlung der deutschen Mundarten Bd. II, Berlin 1846.

C. Franke, Der obersächsische Dialekt. Programm der Realschule zu Leisnig 1884.

Frommann, Die deutschen Mundarten, Vierteljahrschrift für Bildung. Forschung und Kritik, Nördlingen 1859.

E. Gerbet, Grammatik der Mundart des Vogtlandes (O. Bremers Grammat. deutsch. Mundarten, Bd. VIII, L. 1908).

E. Göpfert, Die Mundart des sächsischen Erzgebirges nach den Lautverhältnissen, der Wortbildung und Flexion. Leipzig 1878.

H. Grimm, Die Mundart des Döbratales, Handschrift, Diss. Halle 1921.

G. Junghans, Ausgeklaubte Gräublein Erz, das ist zusammengetragene Bergleufftiege Wörter und Redens-Arten A. 1680. (Zu § 62)

M. George Körner, Eine philologisch-historische Abhandlung von dem Altertum des böhmischen Bergwerks, und von einigen daher stammenden bergenzenten Wörtern und Redensarten, deren sich die Bergleute vornemlich in dem meissnischen Obererzgebirge noch jetzt gebrauchen. Schneeberg 1758.

Paul Kretschmer, Wortgeographie der Norddeutschen Umgangssprache. Göttingen 1918.

A. Lang, Die Zschorlauer Mundart. Diss. L. 1906.

Minerophilus Freibergensis: Neues und Courieuses Bergwerks-Lexikon usw. (Bergm. Sprache zu § 62) Chemnitz 1730.

K. Müller-Fraureuth, Wörterbuch der Obersächsischen und Erzgebirgischen Mundart. Dresden 1911 und 1919.

O. Philipp, Die Zwickauer Mundart, Diss. Leipzig, 1897.

Chr. Fr. Röder, N Ward sei Sänger Raas nooch Hamborg. Annaberg 1895.

Andreas Schmeller, Bayer. Wörterbuch, Bayerns Mundarten 1821.

F. Wrede, Deutsche Dialektgeographie, Berichte und Studien über G. Wenkers Sprachatlas I. Heft, Marburg 1908.

Zeitschrift für deutsche Mundarten.

II. Geschichtlich-Geographisches.

M. R. Buck, Oberdeutsches Flurnamenbuch, Stuttgart 1880.

Behrens, Hercynia curiosa, Nordhausen 1703.

Moritz Döring, Sächsische Bergreyhen, Grimma 1840.

H. Ermisch, Das sächsische Bergrecht des Mittelalters Leipzig 1887.

Aug. Frenzel, Mineralog. Lexikon für das Königreich Sachsen, Leipzig 1874.

Monumenta Germaniae historica.

F. Mosch, Zur Geschichte des Bergbaues in Deutschland, Liegnitz 1829.

O. Schlüter, Die Siedlungen im nordöstlichen Thüringen. Ein Beispiel für die Behandlung Siedlungsgeographischer Fragen. Berlin 1903.

E. O. Schulze, Die Kolonisation und Germanisierung des Gebiets zwischen Saale und Elbe. 1896.

III. Erzgebirge.

Petr. Albinus, Commentarius novus de Mysnia oder Newe Meysnische Chronica, Wittenberg 1580.

M. G. Arnold, Chronicon Annaebergense continuatum. Hiebevorn durch weylandt Herrn M. Paulum Jenisium, domahligen Schul-Rectorem allhier biss auffs 1604. Jahr in Latein beschrieben. Nunmehr dato an bis uffs 1658. Jahr . . . . . continuiret, in deutsche Sprach versetzet und fortstellig gemachet. Neudruck Annaberg 1812.

Pfarrer Gust. Beyer, Beierfeld, Geschichte seiner politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklung, Beierfeld 1925 (219 Seiten).

Dr. F. Bleyl, Baulich und volkskundlich Beachtenswertes aus dem Kulturgebiet des Silberbergbaues zu Freiberg, Schneeberg und Johanngeorgenstadt im sächs. Erzgebirge. Dresden 1917.

Dr. F. Bochmann, Zusammenhänge zwischen den Bevölkerungen des Obererzgebirges und des Oberharzes. Programm des Königl. Gymnas. zu Dresden-Neustadt 1889.

J. Christian Engelschall, Beschreibung der Exulanten und Bergstadt Johanngeorgenstadt. Leipzig 1723 (E).

K. Fr. Friedrich, Grünhain, Die alte Berg- und Klosterstadt 1916.

Dr. W. Fröbe, Schwarzenberg, ein politisch und wirtschaftsgeschichtlicher Abriß der Entwicklung von Schloß, Amt und Stadt Schwarzenberg. Berlin 1923.

Glückauf! Zeitschrift des Erzgeb. Vereins.

Heinr. Hecht, Geschichte des kursächsischen Bergfleckens Sosa im Meißnischen Obererzgebirge. Hof und Leipzig 1778.

Paulus Jenisius, Annaebergae Misniae urbis Historia Dresdae MDCV.

Neue sächs. Kirchengalerie: Ephorie Schneeberg. Leipzig 1902.

M. G. Körner, Alte und Neue Nachrichten von dem Bergflecken Bockau bey Schneeberg im meissnischen Obererzgebirge. Schneeberg 1758.

C. Lehmann, Historischer Schauplatz der natürlichen Merkwürdigkeiten in dem meissnischen Ober-Erzgebirge. Leipzig 1699.

Lindner, Wanderungen durch die interessantesten Gegenden des sächsischen Erzgebirges. Annaberg 1844/45.

H. Löscher, Die erste Besiedlung des Erzgebirges und der Anfang der erzgeb. Landwirtschaft. Chemnitz 1908.

H. Lorenz, Bilder aus Alt-Joachimsthal. Umrisse einer Kulturgeschichte einer erzgebirgischen Bergstadt im sechzehnten Jahrhundert. St. Joachimsthal 1925.

Matthesius, Joh., Sarepta oder Bergpostill. Nürnberg 1562.

Chr. Melzer, Bergkläufftige Beschreibung der Churfürstl. Sächss. freyen und im Meissnischen Ober-Ertz-Gebirge löbl. Bergk-Stadt Schneebergk (M I) Schneebergk. Schneebergk 1684.

—,— Historia Schneebergensis renovata: Das ist: Erneuerte Stadt- und Berg-Chronika der im Obererzgebirge des belobten Meissens gelegenen wohl-löbl. Freyen Berg-Stadt Schneeberg. Schneeberg 1716.

—,— Gangraena metallica in Hermunduris, d. i. historisch und politischer Bericht aus was Ursachen die alten Weltberuffenen Bergwerke in den Churfürstl. Sächs. Berg-Städten des Landes Meißen an ihrem ungemeinen Flor abgenommen haben und noch bis dato auch, ob sie denn nicht völlig wieder dazu gelangen mögen? Leipzig 1741.

Neueste Kunde von dem Königreiche Sachsen, aus guten Quellen bearbeitet. Weimar 1918.

M. G. F. Oesfeld, Historische Beschreibung einiger merkwürdigen Städte im Erzgebirge. Halle, I 1776, II 1777.

—,— Der Erzgebürgische Zuschauer, Halle 1773, 1774.

I. P. Oettel, Alte und neue Historie der Königl. Pohln. und Churfürstl. Sächs. freyen Berg-Stadt Eibenstock . . . Schneeberg 1748.

[Philippi, Ferd.,] Wanderungen durch das Sächsische Erzgebirge. Grimma 1840.

E. Reyer, Zinn, eine geologisch-montanistisch-historische Monografie. Berlin 1881.

Karl Ruheim's Reise durch das sächsische Erzgebirge. Leipzig 1805.

A. Schuhmann, Vollständiges Staats-, Post- und Zeitungs-Lexikon von Sachsen. 2. Band. Zwickau 1815.

H. Schurtz, Die Pässe des Erzgebirges. Leipzig 1891.

—,— Der Seifenbergbau im Erzgebirge und die Walensage. Stuttg. 1890.

Berthold Sigismund, Lebensbilder vom sächsischen Erzgebirge. Leipzig 1859.

O. Straube, Die höchsten Siedlungen des Erzgebirges. Diss. Leipzig 1907.

M. v. Süßmilch gen. Hörnig, Das Erzgebirge in Vorzeit, Vergangenheit und Gegenwart. Annaberg 1889.

Elfried von Taura, Wanderung durch's Gebirge. Annaberg 1860.

[C. G. Wild] Interessante Wanderungen durch das Sächsische Ober-Erzgebirge. Freyberg 1809.

Dr. Aug. Wildenhahn, Erzgebirgische Dorfgeschichten. Leipzig 1853.

G. A. Will, Briefe über eine Reise nach Sachsen. Altdorf 1785.

IV. Fichtelgebirge.

H. Gradl, Die Ortsnamen am Fichtelgebirge und in dessen Vorlanden. Eger 1891.

Th. B. Helfrecht, Das Fichtelgebirge. Hof 1799.

Pachelbel, Ausführliche Beschreibung des Fichtelberges. Leipzig 1716.

Dr. A. Schmidt, Die Mineralien des Fichtelgebirges und des Steinwaldes. Bayreuth (ohne Jahr).

—,— Beobachtungen über das Vorkommen von Gesteinen und Mineralien in der Centralgruppe des Fichtelgebirges. Diss. Erlangen (Nürnberg 1895).

G. Schulze, Beiträge zur Landes- und Siedelungskunde des Fichtelgebirges. Diss. Leipzig 1909.

L. Zapf, Fichtelgebirgs-Album. Natur-, Kultur- und Geschichtsbilder Eine Nachlese zur Fichtelgebirgsliteratur.

si quis tota die currens
pervenit ad vesperam satis est.

Lebenslauf.

Ich, Richard Johann Truckenbrodt, evangelisch-lutherischen Glaubensbekenntnisses und sächsischer Staatsangehörigkeit, wurde am 4. April 1887 zu Johanngeorgenstadt im Erzgebirge geboren. Nach dem Besuche der Volksschule meiner Vaterstadt und des Gymnasiums Rutheneum zu Gera studierte ich in Leipzig, München und Jena Deutsch und alte Philologie und legte im Jahre 1914 die Prüfung für das höhere Lehramt ab.

Von 1906/1907 diente ich im 7. Thür. Inf.-Rgt. Nr. 96 in Gera; am Kriege nahm ich von 1914 bis zum Ende des Jahres 1918 teil.

Nach Beendigung des Krieges war ich am Gymnasium zu Schneeberg als Lehrer tätig und wurde im Jahre 1924 auf Grund des Personalabbaugesetzes in den Wartestand versetzt.

Die mir seitdem zu teil gewordene unfreiwillige Muße verbrachte ich an den Universitäten Berlin und Halle mit natur- und geisteswissenschaftlichen Studien auf dem von mir seit meiner Jugend besonders gepflegten Gebiete der Heimatkunde und Mundartenforschung.

Meine zweite Studienzeit hat nach den schweren geistigen Entbehrungen des Krieges und der ersten Jahre nach dem Kriege außerordentlich fördernd und befruchtend auf mich eingewirkt. Allen meinen akademischen Lehrern, die ich in dieser Zeit hören durfte, spreche ich hiermit meinen verbindlichsten Dank aus, besonders den Herren Professoren

Ziehen und Holtzmann in Halle. Vor allem aber richtet sich mein Dank an Herrn Professor Bremer, der unermüdlich den Fortgang meiner Arbeit beobachtete und mich allzeit hilfsbereit und freundlich mit Rat und Tat unterstützt hat. In freundlichem Gedenken sei auch die PONICKAVIANA der alten Wittenberger Universitätsbibliothek erwähnt. Ihr Vorhandensein in Halle ersparte mir das mühsame und zeitraubende Herbeischaffen der kursächsischen Literatur.